

Herausgeber: L. Engel.

IX. Jahrgang. | Februar 1902. | — No. 2. —

Der Illuminatenorden im 18. Jahrhundert.

Dargestellt unter Nachweis vieler historischer Dokumente von L. Engel.

(Fortsetzung.)

Die Universität zu Ingolstadt.

Von Ingolstadt ging die Begründung des Ordens aus, dort war Adam Weishaupt geboren, erzogen, Besucher der Universität und schliesslich Professor derselben geworden. Wir werden also, um die inneren Gründe der Ordensentstehung richtig würdigen zu können, bemüht sein müssen, auch den Grund und Boden genauer kennen zu lernen, auf dem die ganze Bewegung gewachsen und gediehen ist.

Bei Darstellung der Zustände der Universität Ingolstadt fussen wir auf die ausgezeichneten Studien des schon genannten Professor Kluckhohn, welcher mit rühmenswertem Eifer namentlich die Zeiten erforschte, in welcher der Freiherr von Ickstatt an der Universität wirkte und diese reorganisierte. Ickstatt war der Pate des jungen Weishaupt, und er war es namentlich, der dem jungen Gelehrten die Wege ebnete, seinem Einfluss muss man den bedeutendsten Anteil an der Entwicklung desselben einräumen, selbst in Anbetracht des Umstandes, dass diese später eine Richtung annahm, die jedenfalls von dem Paten weder gewollt, noch gebilligt werden konnte.

Wir entnehmen dem Vortrage des damals Dr. Kluckhohn, den derselbe in der öffentlichen Sitzung der königlichen

Akademie der Wissenschaften zu München am 25. Juli [illegible] gehalten hat, folgende Angaben.

Johann Adam Ickstatt ist am 6. Januar 1702 zu Vockenhausen als der Sohn eines Hammerschmieds geboren und sollte das Gewerbe seines Vaters fortsetzen. Er zeigte jedoch wenig Lust hierzu, sodass er dem Unwillen seines Vaters hierüber, der sich durch körperliche Züchtigungen oftmals aussprach, entfloh und in Mainz zu den gelehrten Schulen Zutritt suchte und erhielt. Er ging als Jüngling nach Paris und trat im 18. Jahre als Soldat zuerst in französische, dann in österreichische Dienste. Bald jedoch kehrte er zu den verlassenen Studien zurück und hielt sich in Holland, in London, dann in Irland und Schottland auf. Er kehrte nach Deutschland zurück, um eigentliche Fachstudien zu betreiben und widmete sich der Jurisprudenz mit solchem Erfolge, dass er in Mainz durch eine staatsrechtliche Abhandlung sich den juristischen Doktorgrad erwarb. Im Alter von 29 Jahren wurde er mit dem Titel eines Hofrates an die Universität Würzburg berufen, wo er das deutsche Staatsrecht, das Natur- und Völkerrecht öffentlich zu lehren übernahm. Aus dieser Periode seiner Wirksamkeit in Würzburg ist wichtig zu wissen, dass Ickstatt von dem Philosophen Brucker aus Augsburg als ein Mann gerühmt wird, den die göttliche Vorsehung ausersehen habe, die Wahrheit fortzupflanzen, das Studium in einen besseren Stand zu setzen, die Vorurteile zu bekriegen und den wahren Grund der Erkenntnis sowohl der gelehrten Welt als der studierenden Jugend aufzudecken. Damals hatte er jedoch erst die Hälfte seiner Laufbahn hinter sich und sollte den thatenreichsten und glänzendsten Teil derselben noch durchmessen. Er wurde 1741, 39 Jahre alt, nach München berufen als Instruktor des Prinzen Maximilian Joseph, des nachmaligen Kurfürsten, und es gelang ihm, trotz des gefährlichen Einflusses, den der Beichtvater des Kurfürsten und des Prinzen, der Pater Stadler ausübte, welcher bemüht war, den künftigen Herrscher nicht dem Kreise überlieferter Anschauungen zu entreissen, in Maximilian dennoch jene Neigung zu Reformen zu entwickeln, die dessen Regierung für Bayern so segensreich gemacht hat. — Als Maximilian zur Regierung gelangte, hinterliess der Vater ihm ein zerrüttetes, von Feindesmacht besetztes Land, er behielt seinen Lehrer als Ratgeber in der Nähe, erhob ihn in den Reichsfreiherrnstand und überliess ihm die Ausarbeitung und Ausführung mancher inneren Reform. Vergeblich suchte man den bewährten Mann aus der Gunst des Kurfürsten zu verdrängen, es gelang nicht, vielmehr wurde er mit dem Range eines wirklichen Geheimen Rates und unter gleichzeitiger Beförderung zum Administrator des freien Landgerichtes Hirschberg und Vicepräsidenten des kurfürstlichen Rates zu Ingolstadt mit dem Amt eines Direktors

der Universität und mit der Professur für deutsches Staatsrecht, für Natur- und Völkerrecht, sowie für Kameralwissenschaft betraut. Die alte bayrische Landesuniversität, welche im Zeitalter der Reformation als Pflanzstätte theologischer Gelehrsamkeit galt, entsprach schon lange nicht mehr ihrem alten Ruhme. — Während andere Hochschulen Deutschlands sich bei Eintritt des 18. Jahrhunderts aus der überlieferten Barbarei emporrangen, war Ingolstadt von keiner Neuerung berührt worden. Maximilian Joseph erkannte die Notwendigkeit an, die, wie er selbst sagte, „durch eingefallene schwere Kriegstrubel und andere Zufälle von ihrem ehemaligen Flor weit abgekommene Universität pro bono publico wieder empor zu bringen“ und ernannte zu diesem Zweck im Sommer 1746 Ickstatt zum Direktor der Hochschule und zum ersten Professor in der juristischen Fakultät.

Ickstatt hatte nicht nur die Aufgabe, mit Rektor und Senat auf die bestmöglichen Vorkehrungen zur Hebung der Universität bedacht zu sein, sondern auch den misslichen, bestimmt formulierten Auftrag, die Professoren zur genauen Befolgung der kurfürstlichen Verordnungen anzuhalten und nötigenfalls zur Verantwortung zu ziehen.

Mit seiner Lehrthätigkeit als Professor des Natur- und Völkerrechtes, der Polizei und Finanzwirtschaft betrat Ickstatt ein bisher in Ingolstadt gänzlich unbebautes Feld, zu dessen Bearbeitung Ernennungen notwendig wurden. Infolgedessen wurde auch Weishaupts Vater als Professor der juristischen Fakultät aus Würzburg nach Ingolstadt berufen.

War durch diese Neuerungen die juristische Fakultät allerdings verjüngt, so blieb die Professur des kanonischen Rechtes jedoch in den alten Händen, die der landesherrlichen Einwirkung so ziemlich entzogen war. Diese, wie die ganze theologische und philosophische Fakultät befand sich im Alleinbesitz des Ordens, welcher seit zwei Jahrhunderten die Universität beherrschte. Neben den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu konnten die paar unglücklichen Mediziner, welche, unbekannt mit den Fortschritten ihrer Wissenschaft, als vierte Fakultät kläglich figurierten, ebensowenig in Betracht kommen, als vor Ickstatt die paar weltlichen Mitglieder der Juristenfakultät.

Ickstatt hatte gründlichen Widerstand zu überwinden. Neid, Eifersucht, Unzufriedenheit über das bisher unbekannte Amt eines alles überwachenden Inspektors, der die altgewohnten und bequemen Zustände in energischer Weise störte, regten sich bald. Diese Erscheinung konnte nicht überraschen, sie findet sich überall ein, wo ähnliche Zustände herrschen. Hier aber kam ein Konflikt von ganz besonderer Bedeutung hinzu, den wir beleuchten müssen, um den Grund der späteren Entlassung Adam Weishaupts von der Universität verstehen zu können.

Kluckhohn sagt hierüber wörtlich: »Es war ein seit lange geübtes Recht der theologischen Fakultät, durch strenge Handhabung der Censur jedes akatholische Buch von Ingolstadt fern zu halten. Auch die Jurisprudenz, von der Philosophie verstand es sich von selbst, blieb in die engsten konfessionellen Schranken gebannt. Da zeigte plötzlich das von Ickstatt publizierte Programm der juristischen Vorlesungen, dass bei den meisten derselben Kompendien akatholischer Autoren zu Grunde gelegt wurden. Bei Institutionen und Pandekten hätte das noch hingehen mögen, bei dem Staatsrecht, das nach Mascows principia juris publici angekündigt wurde, war es eine nicht zu duldende Neuerung. Und Ickstatt blieb auch dabei nicht stehen. Er wollte Mascows und, wie man sagte, sogar Ludwigs publizistische Arbeiten Studierenden in die Hände geben, und als der Nachdruck von Mascows deutschem Staatsrecht in Ingolstadt von der Censur beanstandet wurde, bezog Ickstatt die nötigen Exemplare aus Leipzig.« — —

Es entstand ein gewaltiger Streit, in dem namentlich Ecker, welcher an der Spitze der theologischen Fakultät stand, hervortrat. Dieser entdeckte als geistlicher Censor, sogar in dem Heft über Naturrecht, das Ickstatt früher dem Kurprinzen vorgetragen und das derselbe für seine jetzigen Zuhörer drucken lassen wollte, eine Reihe verdächtiger Positionen, nötigte den Verfasser zu allerhand Korrekturen, bis Ickstatt im höchsten Zorne auf den Druck vorläufig verzichtete.

Vom Kurfürsten wurde verlangt, dass an der Universität nur katholische Autoren zugelassen würden, oder doch solche akatholische, von deren Ungefährlichkeit die theologische Fakultät sich vorher überzeugt habe. Eine solche begehrte Verordnung wurde nicht bewilligt, nachdem Ickstatt am 22. Januar 1747 berichtigte, dass die beanstandeten Autoren an den Universitaten zu Mainz, Würzburg, Bamberg und Fulda, ohne jede Einsprache, gelesen würden. —

Selbstredend war damit der Frieden nicht hergestellt, sondern die Anfeindungen in Gestalt allerhand Klagen bestanden weiter. Namentlich waren es in späteren Jahren immer wieder die Anschuldigungen, dass verdächtige Druckwerke eingeschmuggelt und empfohlen wurden, die als kirchengefährlich zu bezeichnen wären. Schliesslich wurde behauptet, dass in der Umgebung des Direktors und in dem engsten Freundeskreise kirchengefährliche Tischgespräche gehalten würden.

Bezüglich dieser Tischgespräche ist darauf hinzuweisen, dass die Professoren, teils um ihre Einkünfte zu verbessern, teils wohl auch um einen Privateinfluss auszuüben, den Studierenden gegen Entgelt Mittagstisch boten, eine Sitte, die allgemein üblich war. Diese Tischgespräche im Hause des Professors sind gemeint, welche derartig verleumdet wurden, dass

sogar 1752 Eckher auf der Kanzel in leidenschaftlicher Weise gegen die gelehrten Beförderer des Luthertums predigte. Zwei andere Pfarrer folgten diesem Beginnen, dadurch hiess es alsbald in Ingolstadt, dass die altkatholische Universität im Glauben wanke.

Ickstatt forderte Genugthuung, der Inhalt der Predigt Eckhers wurde protokollarisch festgestellt, die theologische Fakultät dagegen richtete an den Kurfürsten eine Vorstellung, die alle Beschwerden gegen die verdächtigen Juristen zusammenfasste. — Letztere siegte anscheinend anfangs, indem Ickstatt aufgefordert wurde, sich zu verantworten und die Entfernung protestantischer Bücher, sowie strengere Handhabung der Censur gewahrt werden sollte. Nachdem jedoch Ickstatt am 9. August 1752 eine umfangreiche Denkschrift eingereicht hatte, in der er mit kräftigen Worten unverblümt alle Anklagen niederschlug, sowie persönlich in München seine Sache führte, entschied der Kurfürst den Streit endgültig im liberalen Sinne. Eckher musste vor versammeltem Senat Abbitte leisten, der Gebrauch akatholischer Bücher über Jurisprudenz und Staatswissenschaften wurde, so lange die Professoren nicht eigene Kompendien verfasst hätten, gestattet, die Ausübung der Censur in der herkömmlichen rigorosen Weise als nicht mehr zeitgemäss bezeichnet. —

Damit war der Streit beigelegt und Ickstatt setzte noch dreizehn Jahre seine Lehrthätigkeit fort, bis jüngere Kräfte, die zum Teil unter seiner Führung herangewachsen waren, darunter später auch Adam Weishaupt, an seine Stelle treten konnten. Ickstatt war dann nicht immer in Ingolstadt anwesend, oft nur vorübergehend, behielt jedoch das Direktorium der Universität nach wie vor in der Hand, auch als der Kurfürst ihn wegen staatsmännischer Geschäfte in seine Nähe berief.

So lagen die Verhältnisse in Ingolstadt, als Adam Weishaupt den ersten Schulunterricht erhielt und als Jüngling die Universität bezog.

Weishaupts geistige Ausbildung.

Weishaupts Vater, Johann Georg Weishaupt, ist geboren 1717 zu Brilon im preussischen Regierungsbezirk Arnsberg in Westfalen. Er wurde durch Dekret vom 14. Oktober 1746 als Professor der kaiserlichen Institutionen und des Kriminalrechtes durch Ickstatt nach Ingolstadt berufen, und ebendaselbst wurde Adam Weishaupt am 6. Februar 1748 geboren und von Adam Ickstatt über dem Taufbecken gehalten. Der Knabe verlor seinen Vater sehr bald, bereits 1753 im September starb derselbe während eines Ferienaufenthaltes in Heiligenthal bei

Würzburg im Alter von 36 Jahren. Ickstatt war es jedoch, der nunmehr die Sorge für den verwaisten Knaben auf sich nahm und dessen Erziehung sich angedeihen lassen liess.

Wie bereits gesagt, war das gesamte Gymnasialwesen in Bayern bereits seit zwei Jahrhunderten in den Händen der Jesuiten, welche die Jugenderziehung völlig nach ihren Grundsätzen leiteten. Diese konnten jedoch dem aufgeweckten Knaben, dem es selbstredend nicht möglich war, sich diesem Einflusse zu entziehen, wenig zusagen. — Widerstrebend muss der Knabe dem Lehrgange gefolgt sein und sicherlich ist die Abneigung gegen diese Art der Belehrung, der später der heftige Drang nach Beseitigung solcher Übelstände folgte, schon sehr früh dem Gemüte desselben eingepflanzt worden.

Weishaupt schreibt über diese Zeit im Nachtrag zur »Rechtfertigung meiner Absichten«:

»Ich kam als ein Knab von achthalb Jahren das erstemal in die Schule. Es ist wahr, wir mussten unaufhörlich beichten und dem äusserlichen Gottesdienste beiwohnen und vorzüglich die Andachten zu ihren (der Jesuiten) Heiligen verrichten. Aber dies war auch alles: Sie wollten sich auf diese Art, nicht durch Gründe, sondern durch den äusserlichen Glanz, durch Gewohnheit und Fertigkeiten des jungen Kopfes so sehr bemeistern, dass er dereinst bei reiferen Jahren gar kein Bedürfnis nach höheren Gründen haben sollte. Unser einziger Unterricht war jeden Freitag, wo wir ein Stück aus unserm Canisius auswendig daherplappern mussten.*) Wenn gegen Ende des Jahres die Prämien verteilt wurden, so ward eine dergleichen Belohnung auch demjenigen zugedacht, welcher bei der vorgenommenen Prüfung die besten Beweise seines Unterrichtes im Christentum gegeben hatte. Und nun höre die Welt diese Beweise und sie sage, ob ich unrecht habe? — Wir mussten der Reihe nach, meistens nach alphabetischer Ordnung, an der Thür des Zimmers, in welchem sich drei von unseren Glaubens-Richtern versammelt hatten, warten, der erste nach gegebenen Zeichen eintreten und nicht eine Glaubensfrage, sondern ein Rätsel aus dem Canisius auflösen, z. B. wir sollten

---

*) Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu von 1599 schrieb den Professoren der niederen Klassen vor: »Die Jünglinge, die man der Gesellschaft Jesu zur Erziehung anvertraut hat, unterrichte der Lehrer so, dass sie zugleich mit den Wissenschaften besonders die eines Christen würdigen Sitten gewinnen. Er wache darüber, dass alle der Messe und Predigt beiwohnen: und zwar der Messe täglich, der Predigt aber an den Festtagen. . . . Der christliche Unterricht soll besonders in den Klassen der Grammatik und, wenn nötig, auch in andern Freitags und Sonnabends auswendig gelernt und hergesagt werden. . . . Er halte auch Freitags oder Sonnabends eine halbstündige fromme Exhorte oder Erklärung des Katechismus; er dringe vorzüglich auf tägliches Gebet, besonders auch zur täglichen Abbetung des Rosenkranzes oder der Tagzeiten Mariä . . . . Er empfehle sehr die geistige Lesung, besonders aus dem Leben der Heiligen, er bemühe sich, dass niemand die monatliche Beichte unterlasse.« Pachtler I c. II, 379—381.

das Vaterunser rückwärts ohne Anstand auswendig hersagen. Wir sollten sagen, wie oft et, in oder cum in dem ersten Hauptstück stehen, oder es wurden uns zwei oder drei Worte aufgegeben, wo wir sogleich fortfahren mussten und dies so oft, als diese Worte in diesem Hauptstücke enthalten waren. Wenn einer nach dem andern diese Fragen vor diesem geheimen Religionsgericht beantwortet hatte, so kam der Präfekt an die Thüre und verlas die Namen derjenigen, welche die Frage erraten hatten. Diese blieben sodann und fingen unter sich ihren Wettstreit aus der Religion auf das neue an, bis ein einziger Sieger blieb, und dieser allein wurde gekrönt. — Nun sage alle Welt, was sie von diesem Religionsunterricht hält? Diesen und keinen andern Unterricht (denn ihre Predigten waren nicht viel besser) erhielt ich bis in das 15. Jahr meines Lebens, wo ich das Gymnasium verliess und mit dem akademischen Kursus den Anfang machte. Ich bin auf diese Art, ich darf sagen, 20 Jahre alt geworden, ohne dass ich für die Wahrheit meiner Religion einen andern Beweis anführen konnte, als: so bin ich gelehrt worden; so sagt die Kirche; dieses Recht der Kirche ist in der heiligen Schrift gegründet, und die Kirche hat das Recht, den zweifelhaften Sinn der Schrift zu bestimmen.

Was soll aus einem solchen Menschen werden, wenn er hinter andere Bücher gerät, wenn er mit Vernünftigen einen Umgang pflegt, wenn er aus der Schule mit einer so schwachen Gegenwehr und Vorbereitung in die Welt tritt?« —

Dass Weishaupt entschieden ein sehr befähigter Kopf gewesen ist und sich bemühte, das damalige Wissen für seinen späteren Beruf gründlichst in sich aufzunehmen, bezeugt der Wortlaut seines Doktordiploms vom Jahre 1768. Dasselbe wurde auf Veranlassung des Neffen Adam von Ickstatts, Peter von Ickstatt, ausgefertigt, welcher, nachdem er in Mainz und Jena die Rechtswissenschaft studiert hatte und in Ingolstadt mit ausserordentlichem Beifall promoviert worden war, im Jahre 1764 auf Ickstatts Wunsch zuerst zum Extraordinarius ernannt wurde, um an Stelle des Direktors die Vorträge über deutsches Staatsrecht zu übernehmen. 1765, als Adam von Ickstatt sich ganz zurückzog, wurde der Neffe zum ordentlichen Professor und später zum Hofrat befördert, kränkelte jedoch früh und starb schon im Jahre 1771.

Das in lateinischer Sprache abgefasste umfangreiche, höchst interessante Dokument auf Pergament geschrieben, welches im Archiv des Illuminatenordens zu Dresden jetzt bewahrt wird, lautet in der Übersetzung:

Im Namen der heiligen und persönlichen Dreieinigkeit, Amen.

Wir Peter von Ickstatt, Doctor der Rechte, des gnädigsten und mächtigsten Churfürsten, Herzogs von Ober- und Niederbayern etc. etc. wirklicher Hofrath, an der

ehrwürdigen katholischen und churfürstlichen Universität Ingolstadt, Professor ordinarius des Naturrechts und des öffentlichen gemeinen Rechtes, auch der kaiserlichen Institutionen, auch zur Zeit der berühmten juristischen Facultät Decanus: auch die übrigen Doctoren derselben Facultät, die actuellen churfürstlichen Hofräthe und Professoren entbieten allen, welche diese Urkunde anschauen werden, ihren Gruss und Frieden in dem Herrn.

Recht und pflichtgemäss glauben wir zu handeln, wenn wir nicht unwürdige, sondern durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete und erprobte Männer zu den höchsten Ehren und Würden zulassen. Denn wie wir es für ungerecht, inhuman und jeder Gleichheit der vertheilenden Gerechtigkeit fremd halten, jene zuzulassen, diese aber abzuweisen und um die schuldigen Ehrentitel und Prämien zu bringen, so ist der auserlesenen und berühmtesten Zahl, wegen der empfehlendsten und ausgezeichnetsten Verdienste, einzureihen, der sehr berühmte Herr Adam Weishaupt von Ingolstadt (Bayern), bis jetzt öffentlicher Repetitor der Rechte an unserer Hochschule, welcher an unserem Athenaeum drei Jahre hindurch nicht allein unermüdlichen Fleiss durch vortreffliche Proben bekundet, sondern auch zwei Jahre hindurch die Collegia über die Institutionen Julians, das Natur- und öffentliche gemeine Recht sowie das Privatrecht ein Jahr lang mit dem Lobe ausdauernden Fleisses gehört hat und sich durch die hier erworbenen Früchte auszeichnend, hat er sich alle diese Jahre hindurch durch eminente und männliche Bescheidenheit bei vielen Gelegenheiten, vornemlich bei privaten Anreden als einen in der ganzen Literatur und den humanioren Studien, besonders auch verschiedener Sprachen höchst bewanderter Mann bewährt. Und wie er an dieser unserer Universität ausser dem Feudal-, Natur-, allgemeinen und Völkerrecht, desgleichen das öffentliche deutsche Recht in Privatcollegien in ununterbrochener Reihenfolge wiederholt gehört hat und mit ganzer Seele dabei (ganz Ohr) war, so zeigte er sich, nachdem er Früchte hieraus geschöpft und eminente Fortschritte gemacht, als einen durch viele Beweise der besten Censur und Hoffnung würdigen und gelehrtesten Candidaten der Rechte höchst lobenswerth: ebenso hörte er öffentliche und private Collegia, welche den Maximilianischen Codex zu erklären pflegen zwei Jahre mit eifrigstem Fleisse und gab von den Fortschritten, welche er dadurch erlangt wiederholt öffentliche Beweise, zugleich aber auch von dem Urteil seiner absonderlichen Auffassungsgabe. Hierüber besuchte er häufig in denselben zwei Jahren die Collegia, öffentliche wie private, über den Bayrischen Rechts- und Criminal-Codex mit dem lobenswertesten Fleisse und unermüdlichem Eifer besonderer Anwendung, welcher sich öffentlich herrlich bewährt hat. Da er ferner mit dieser ausserordentlichen Gelehrsamkeit, die in jeder Hinsicht rühmlichsten Sitten verbindet, so ist kein Zweifel, dass er seiner Zeit zu seiner und seines vornehmen Standes Ehren und Ruhme ein erwünschtes Rüstzeug unseres Vaterlandes werden wird. Da er es nun für nützlich, ehrenvoll und seiner Absicht entsprechend hielt, so richtete er das Gesuch an uns, wir möchten ihm durch unsere Autorität und Censur bestätigen, was für Kenntnisse er durch die verkosteten Studien beider Rechte erlangt habe, und ihm den Doctorgrad beider Rechte verleihen: so wollten wir diesem gerechtesten Gesuche gern willfahrend ihn seines wohlverdienten Wunsches teilhaftig machen. Deshalb haben wir früher nach dem Brauche und der alten Gewohnheit unserer Facultät über dessen Fortschritt in dem oft erwähnten doppelten Recht in unserm Collegium am 1. Juli dieses 1768sten Jahres ein privates Tentamen abgehalten und da er in diesem die glänzendsten und ausserordentlichsten Beweise seiner Gelehrsamkeit gegeben hat, haben wir ihn bald zum öffentlichen oder strengen (rigorosen) Examen zulassen müssen, in welchem, da er am 4ten Tage des benannten Monates und Jahres alles was er sich eingeprägt hat an bezeichnetem Orte und Stunde auf das geschickteste und geistvollste wiedergegeben, auch auf die schwierigsten Fragen auf das trefflichste und gediegenste geantwortet und somit unserer Meinung, die wir vorher schon von ihm uns gebildet, völlig entsprochen hat, ist er mit allgemeiner Einstimmigkeit würdig erklärt worden, dass ihm der höchste Lorbeerkranz oder das Doctorat beider Rechte zuerkannt und übertragen werden könne und müsse. Nachdem er also am 5ten des genannten Juli den Grad als Licentiat beider Rechte unter den üblichen Förmlichkeiten erhalten hat, ist am heutigen unten verzeichneten Tage nach vorhergeleisteten üblichen Eidschwüren in Gegenwart vor-

nemlich des Rector Magnificus dieser ehrwürdigen Universität, desgleichen aller Professoren unsrer Facultät und aber den hochzuverehrenden, vornehmen, berühmten und ausgezeichneten Herren Doctoren und Professoren der meisten andern Facultäten, genannter edler und berühmter Herr Adam Weishaubt, Licentiat beider Rechte, zuletzt (schliesslich) in demselben doppelten Rechte oder Doctorgrade durch den sehr berühmten Magnificus und erfahrensten Mann, Herrn Johann Paul Sutor, Doctor der Rechte, wirklichen Hofrath des gnädigsten und mächtigsten Churfürsten beider Bayern, Herzogs etc. etc. und Professor p. o. (öffentlicher ordentlicher) der Pandecten an unsrer werten Universität, unsern hochgeehrten Collegen legitime und öffentlich erklärt und geschaffen, auch in die Zahl unsrer Doctoralen öffentlich cooptirt, nicht minder mit allen und einzelnen Rechten zu lehren, zu erklären, zu schreiben und wo in aller Welt über diese Rechtswissenschaft öffentlich und privatim zu correspondiren und anderen Privilegien, Freiheiten und Vorrechten, welche den wahren und legitim ernannten oder nach Recht und Sitte unsrer werten Hochschule und den besonderen Vergünstigungen unsres juridischen Collegii zukommen, oder auf welche Art solche zu erlangen sind, mit Vergnügen beschenkt worden. Zur Bestätigung, Beglaubigung und zum ewigen Andenken und für Alle als geeignetes Zeugniss haben wir demselben vornehmen, berühmten und excellenten Herrn Adam Weishaubt, dem legitim ernannten Doctor der Rechte diese Urkunde ausfertigen und von dem Kaiserlichen und Universitäts-Notar unterschreiben; auch mit dem grossen Insiegel unsres juridischen Collegii versehen lassen.

Ingolstadt, d. 9. August 1768.

Diese Urkunde ist unterzeichnet von Ferdinandus Maria, Mendel, Universitäts-Notar; das in einer Buchsbaumkapsel gefasste angehängte rote Wachssiegel der Universität ist unverletzt.

Die Schreibweise des Namens Weishaupt ist hier noch Weishaubt, entsprechend der Orthographie jener Zeit, es wurde auch z. B. das Wort überhaupt: überhaubt geschrieben, einige Jahre später schreibt Weishaupt seinen Namen in Briefen, wie noch jetzt üblich mit p.

Aus dieser Urkunde leuchtet deutlich hervor, dass Weishaupt sich bereits in jungen Jahren, er war 20 Jahre, eines Wissens rühmen konnte, das, unabhängig von aller Protektion, ihn ganz sicher zu der Stellung berechtigte, die er bald an der Universität einnahm. (Forts. folgt.)



Freiheit.

Von Max Suppas.

Die Psychologie, welche sich mit der Beobachtung der Erscheinungen des Seelenlebens beschäftigt, lehrt uns, wie die seelische Thätigkeit des Menschen in drei verschiedenen Arten in die Erscheinung tritt, nämlich als Denken, Fühlen und Wollen. Diese drei Arten der seelischen Thätigkeit verbinden und beeinflussen sich gegenseitig und liegen so allen Erscheinungen des Seelenlebens zu Grunde. Die Psychologie als exakte Wissenschaft fragt bei ihrer Forschung zunächst nach den Ursachen aller Vorgänge, die aus dem Seelenleben heraus in die äussere Erscheinung treten. Sie schliesst aus den Wirkungen, die sie sieht, auf die Ursachen und sucht aus diesen mehr oder weniger erkennbaren Ursachen die Erscheinungen zu erklären. Sie will also vor allem die in den kausalen Verhältnissen liegenden Gesetze des Seelenlebens erforschen und die seelischen Erscheinungen als eine Reihe von durch die Kausalität bedingten Daseins- resp. Bewusstseinszuständen erklären. Die reine Vernunft, die dieser wie jeder exakten Wissenschaft zu Grunde liegt, erkennt eben nur in der Vergangenheit liegende Kausalitätsverhältnisse und schliesst, um zu diesen zu gelangen, rückwärts. Die praktische Vernunft jedoch, welche etwas schaffen, etwas gestalten will, richtet ihren Blick vorwärts, in die Zukunft und sucht sich Ziele, Zwecke, um derentwillen sie thätig sein kann. Die Seele, welcher besonders die praktische Vernunft im höchsten Masse eigen ist, die ihr eigentliches Leben ausmacht, ist deswegen nie etwas vollkommen durch die vorhergegangenen Ursachen Bedingtes und in jedem Moment genau aus der Vergangenheit Definierbares, sondern sie ist auch etwas Selbstthätiges, etwas Vorwärtsstrebendes, das einen Zweck, ein Ziel in der Zukunft erkennt und diesen dienen will. Diese Selbstthätigkeit, welche wir in unserem Bewusstsein erkennen, ist das Zeichen der Freiheit der menschlichen Seele und ist zugleich das Mittel, wodurch sie sich entfalten und entwickeln will, und umgekehrt: die seelische Freiheit, die wir in unserem Bewusstsein finden, ist die Grundbedingung jeder ziel- und zweckbewussten Schaffensfreudigkeit und jeder menschlichen Bethätigung, die mit Bewusstsein ein höheres Ziel der Veredlung, der Schönheit verfolgt. Diese seelische Freiheit ist jedem Menschen in vollem Masse gegeben, sie wird aber nur zu oft durch innere und äussere Schranken begrenzt und beeinträchtigt. Wie können wir nun diese Freiheit, wenn sie beschränkt ist, wieder erlangen und wodurch erhalten wir uns dieselbe?

Freiheit ist nicht allein Zwang- und Fessellosigkeit, sondern vor allem Bewegung und Thätigkeit. Nur was sich bewegt, kann als frei gelten, und zwar erstens, wenn es sich in einer freien Bahn bewegt, und zweitens, wenn es sich durch eigene Kraft bewegt und in seiner Bahn nicht an Kraft verliert. Die seelische Freiheit ist, obschon an sich unbegrenzt, nun aber in ihrer Verwirklichung nicht eine unbedingte, denn sie ist indirekt an die Kausalitätsgesetze gebunden. Sie muss nämlich, um ihre Zwecke zu erreichen, durch unsere Persönlichkeit Mittel anwenden, die der Kausalität entsprechen, d. h. die die Ursachen von den gewollten Wirkungen sein müssen. Die Vorbedingung für eine derartig zweckdienliche Handlungsweise ist uns aber in unserem Bewusstsein gegeben, das alle Kausalitätsverhältnisse zu umfassen vermag und dessen in dieser Beziehung vollkommene Ausbildung nötig ist, damit wir auch nach aussen unsere seelische Thätigkeit frei entfalten können. Erst dann, wenn unser Bewusstsein ein vollkommenes, harmonisches ist, kann sich unsere Seele so frei bethätigen, dass sie ihre Ziele zu verkörpern, zu verwirklichen vermag und wir als vernunftbegabte Wesen jene Gabe besitzen, welche der Seele in ihrer freien Entfaltung eigen ist und die man als bildende Kraft, als plastische Kraft oder als Kunst bezeichnet hat.

Nicht nur eine der schwierigsten Aufgaben dieser bildenden Kraft der Seele, sondern auch eine der wichtigsten und wohl für jeden Menschen die nächstliegende ist nun die Kunst, unser eigenes Leben zu einem vollkommen harmonischen zu gestalten, d. h. unsere Persönlichkeit und ihre Beziehungen zu unserer Umgebung so zu bilden, dass wir nicht nur ein harmonisches Leben zu führen imstande sind, sondern dass wir auch unserer Seele ihre Freiheit und Entwicklungsfähigkeit selbst in dem höchsten Masse schaffen und erhalten. Wenn wir dieses Ziel verfolgen wollen, dann müssen wir untersuchen und festzustellen trachten, was unsere innere Freiheit zu beschränken imstande ist, damit wir dies vermeiden oder beseitigen und dadurch unserer Seele die Bahn öffnen, welche sie verfolgen will. Wir können dabei von den Grundbegriffen der Psychologie ausgehen und zusehen, wie unser Fühlen, Denken und Wollen sich entwickeln und sich gegenseitig ergänzen und beeinflussen müssen, damit wir zu der erstrebten Freiheit kommen.

Das Gefühl, damit ist nicht allein unser sinnliches Empfinden, sondern auch unser seelisches Empfinden gemeint, ist das Ursprüngliche der menschlichen Seele. Es ist dasjenige, was uns den Antrieb zum Denken wie zum Wollen giebt, zum Denken, indem es als sinnliches Empfinden die Grundlage unserer Erkenntnis bildet, und zum Wollen, indem es als

seelisches Empfinden meist unvermittelt und oft fast unbewusst unsere Handlungen hervorruft. Das Gefühl ist nun aber auch derjenige Teil unserer Seele, welcher am leichtesten getrübt und zuerst auf eine falsche Bahn gelenkt werden kann. Durch dauernde falsche Vorstellungen und falsche Willensrichtungen bilden sich mit der Zeit krankhafte Gefühle und Leidenschaften aus, die dann oft unbewusst unsere Gedanken und unseren Willen beherrschen. Unsere Seele wird dadurch von der rechten Bahn abgelenkt, sie muss Leid und Schmerzen ertragen, so dass sie, ihrer Freiheit beraubt, unter Umständen ganz verloren gehen und absterben kann. Die Ursache dieser Entartung des seelischen Gefühls liegt zunächst in dem Verlust des rechten Empfindens für das Ziel, dem die Seele sich zuwenden soll. Wohl ist jedem Menschen in seinem Gewissen ein Regulator gegeben, der sein Empfinden wieder auf den rechten Weg zu bringen vermag, aber die meisten Menschen weisen diese Stimme in ihrem Innern von sich und suchen, indem sie vor sich selbst fliehen, ihr Heil in der äusseren Welt, wo sie indessen den Naturgesetzen gemäss überall auf Widerstand stossen und dadurch selbst immer engere Schranken um sich ziehen. Vermögen wir, und es ist dies nicht das schwerste, auf die innere Stimme zu hören, dann wird uns diese sicher die rechte Bahn weisen und auch die richtigen Mittel zeigen, welche wir anwenden sollen, um unseren Zweck, die Freiheit der Seele, zu erreichen. »Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewusst.«

Leider kommt nun aber dieser dunkle Drang, dieses innere Streben nach Freiheit schwer zur Geltung, wenn wir nicht verstehen, denselben in unserer Persönlichkeit klar zum Ausdruck zu bringen. Unsere Persönlichkeit ist es, die uns mit der Aussenwelt verbindet, die ein Ganzes bildet gegenüber den vielen Beziehungen, die wir zur Aussenwelt haben. Um dieses Ganzen, um unserer Persönlichkeit willen wollen wir frei sein, damit wir auch diese so gestalten können, dass sie ein Abbild unserer seelischen Freiheit ist. In unserer Persönlichkeit kommt aber weniger unser Fühlen zum unmittelbaren Ausdruck, als vielmehr durch Wort und That unser Denken und Wollen, die beiden anderen Funktionen unseres Seelenlebens. Wir müssen deshalb diese beiden, welche auch zuerst unserem Bewusstsein sich aufdrängen, vor allem in ihren Beziehungen zu ergründen und richtig zu stellen suchen. Wir vermögen nicht unsere Leidenschaften zu erkennen und zu bemeistern, wenn wir nicht erst die Stellung unserer Persönlichkeit zu unserem Denken und Wollen in uns klar zum Bewusstsein gebracht haben. Wir müssen, wenn wir praktisch vorgehen wollen, um uns unsere seelische Freiheit wieder zu

erwerben, von aussen nach innen fortschreiten und von Bekanntem zu den tieferen Regionen der Seele hinabsteigen. Es hiesse nun ein ganzes System der Ethik schreiben, wenn man die Beziehungen und die Grenzen festsetzen wollte, welche unserem Denken und Wollen bei der freien Bethätigung unserer Persönlichkeit zu Grunde liegen müssen. Es soll sich hier nur darum handeln, anzudeuten, wie die Ausgestaltung und Entfaltung unserer Individualität durch das Bewusstsein unseres in unserer Persönlichkeit sich offenbarenden Denkens und Wollens in Raum und Zeit beeinflusst wird, womit eine Grundlage für die ethische Erkenntnis gewonnen wird.

Das Bewusstsein, welches wir von unserer Persönlichkeit haben, wird zunächst bedingt durch unsere Gedanken und Vorstellungen über die Stellung und Wirkungssphäre derselben gegenüber unserer Umgebung im Raum, der Natur und vor allem gegenüber den mit uns in Berührung kommenden anderen Persönlichkeiten, unseren Mitmenschen. Dieses Verhältnis zu unserer Umgebung wird nun auf Grund unserer Vorstellungen in einer bestimmten Weise eingeschätzt, die in unserer Persönlichkeit zum Ausdruck kommt, aber, wie es wohl leider der Fall ist, mehr oder weniger von dem wahren Zustand abweicht. Dies ist nach zwei verschiedenen Richtungen möglich. Entweder überschätzen wir unsere Persönlichkeit im Verhältnis zu anderen in unserer Umgebung oder wir unterschätzen sie, so dass wir uns dadurch einen verkehrten Begriff von der Machtsphäre machen, die uns unsere Ausbreitung im Raum ermöglicht. Wir können beobachten, wie diese beiden entgegengesetzten Richtungen bei den verschiedenen Menschen in die Erscheinung treten und wie die Betreffenden durch ihre irrigen Vorstellungen, wenn diese nicht beizeiten wieder richtig gestellt werden, in Lagen geraten, wo ihnen die Freiheit ihrer Selbstthätigkeit beschränkt wird.

Wer sich überschätzt, dünkt sich mehr als andere und glaubt sich anderen gegenüber als bevorrechtigt. Er wird anmassend, rechthaberisch, hochmütig, unduldsam werden. Wenn auch zumeist damit eine grössere Thatkraft verbunden zu sein pflegt und sich bemerkbar macht, so können wir doch beobachten, wie in allen Fällen bei dauernder Überschätzung diese bald erlahmt und eine Selbstgefälligkeit sich einstellt, die der Feind jedes Fortschrittes ist. Dazu kommt dann noch der Widerstand, den die Anmassung bei allen anderen hervorruft und der ebenfalls zur Hemmung der Thätigkeit beiträgt. Hochmut kommt vor dem Fall, sagt das Sprichwort, am tiefsten ist der Fall, der in dem Niedergang der seelischen Freiheit besteht.

Dasselbe Resultat tritt ein, wenn ein Mensch sich unterschätzt, sich nichts zutraut, sich vor anderen fürchtet, andere

Menschen flieht. Auch dessen seelische Freiheit verkümmert, da sie sich selbst durch falsche Vorstellungen einschränkt und lahm legt. Wir sehen also wie beide Extreme zu demselben Ergebnis führen.

Nur wer sich in der richtigen Erkenntnis des Wertes seiner Persönlichkeit in jeder Lebenslage so hinzustellen vermag, so sich zu geben vermag, wie sie es verdient, und sich nicht vor anderen Menschen fürchtet oder sich anderen gegenüber zu viel dünkt, ist imstande sich frei zu entfalten und zu entwickeln und kann sich dadurch auch die Freiheit seiner Seele bewahren. Alle Menschen umschliesst ein gemeinsames Band der Liebe, das uns gegenseitig fördert und unterstützt, das uns aber auch Schranken auferlegt, die wir der Individualität anderer schuldig sind, ebenso wie wir diese Rücksichten von anderen verlangen. Wir müssen vor allem an der Befestigung dieses gemeinsamen Bandes mitarbeiten, wenn wir nicht unnütze Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sein wollen. Das können wir aber nur in der richtigen Erkenntnis unseres Wertes, die uns im Raum die Stelle anweist, an welcher wir uns bethätigen sollen. Jeder sucht deswegen zunächst in der Sphäre, die ihm durch seine Erziehung und durch seine äusseren Lebensbedingungen angewiesen ist, zu wirken, um dadurch seine Persönlichkeit am besten entfalten zu können und so die grösste Freiheit in seiner seelischen Bethätigung zu ermöglichen. Wir finden darin eine Erklärung der verschiedenen Gesellschaftsklassen, deren Grenzen nicht von den Menschen gezogen werden aus Hochmut und Eigendünkel oder aus Furcht und zum Schutz, sondern die unbewusst entstehen und immer wieder entstehen werden in dem Bestreben jedes Einzelnen, seine möglichste seelische Freiheit sich zu erhalten. Das kann er aber am besten im Kreise derjenigen, die mit ihm in möglichst gleicher äusserer Lage und innerer Reife sich befinden. Wer über dieses Gesetz sich hinwegsetzt, wird die ihm durch die Gesellschaft entstehenden Pflichten immer als eine Fessel empfinden und bezeichnen.

Das andere Hindernis bei der freien Bethätigung unserer Persönlichkeit liegt in der oft nicht richtigen Beurteilung unserer individuellen Willenskraft in Bezug auf die Zeit. Die Grenzen unseres Willens werden uns nicht, wenn es vielleicht auch anders erscheinen mag, unbedingt gezogen durch die Kausalitätsverhältnisse, resp. Gesetze der Natur, die im Raume herrschen. Diese Gesetze bilden keinen Gegensatz zu unserem Willen, sie können ihn nicht dauernd einschränken und aufheben. Der Wille des Menschen verliert nicht immer an Kraft, wenn er auf einen Widerstand stösst, der sich aus den Gesetzen der Naturkräfte herleiten lässt. Oft wächst er sogar durch diesen Widerstand und immer sucht er, die Naturkräfte sich

zu unterwerfen und sie so für seine Zwecke zu lenken, dass sie ihm dienen müssen. Unsere Vernunft macht uns die Naturkräfte infolge der Erkenntnis ihrer Gesetze direkt unterthan. Die Schranke, welche sich uns bei diesem Streben allein in den Weg stellt, ist die Zeit, welche wir zu unserer Bethätigung gebrauchen. Wir können vermöge der durch unseren Intellekt von uns geschaffenen Mittel die schwersten Arbeiten bewältigen und die grössten Hindernisse überwinden, wir brauchen aber dazu eine der Grösse der Aufgabe entsprechende Zeit. Unsere Willensbethätigung ist also in letzter Linie eine von der Zeit bedingte. Das kommt auch treffend zum Ausdruck in den Vorgängen des täglichen Lebens. Wie oft können wir nicht die Zeit abwarten, bis wir etwas vollbracht, resp. etwas durch unsere Thätigkeit erreicht haben. Dagegen scheut der Menschengeist vor keiner noch so schwer zu bewältigenden Arbeit zurück, wie uns die Entwicklung unserer Kultur lehrt. Wir werden aber ungeduldig, wenn unser Wille nicht so schnell zum Ziel kommt, wie wir es uns gedacht haben. Diese Ungeduld ist ein Zeichen dafür, dass wir unserem Willen, der eben durch die Zeit begrenzt ist, zu viel zutrauen, mehr als er in der gegebenen Zeit zu leisten vermag. Wir werden, wenn wir nicht eine in dieser Beziehung richtige Schätzung unseres Willens erlangen, wenn uns nicht die durch die Zeit gezogenen Grenzen unseres Willens zum Bewusstsein kommen, auch nie mit dem fertig werden, was wir anfangen, weil wir nicht verstehen, uns die Zeit einzuteilen. Wir werden dadurch wieder in unserer Freiheit beschränkt, die sich eben nur bei steter ungehemmter Thätigkeit richtig zu entfalten vermag. Wir müssen deswegen unseren Willen zügeln lernen, damit er die Schranken, die ihm durch die Zeit gesetzt sind, nicht überschreitet und dadurch seine Kraft selbst schwächt.

Auch hier tritt wieder der entgegengesetzte Fall ein, dass mancher seinem Willen zu wenig zutraut und deswegen in Trägheit, in Gleichgültigkeit verfällt. Es stellt sich Langeweile ein, wieder ein Zeichen, dass die Zeit dabei eine wesentliche Rolle spielt. Die Langeweile und die Trägheit führen aber ebenso zur Aufhebung unserer seelischen Freiheit, wie die Ungeduld, denn nur in der Thätigkeit ist Freiheit und nur durch Bethätigung kann sich unsere Seele frei erhalten. Nur ein Rad, das rollt, erhält sich aufrecht, weil es die Bewegung in sich hat. Sowie es still steht, fällt es um und kann sich nicht durch eigene Kraft wieder erheben und in Bewegung setzen. So ist es auch mit unserer seelischen Freiheit, nur in der Bewegung, in der Thätigkeit kann sie sich erhalten und zwar nur in einer Thätigkeit, die auch frei von Ungeduld in gleichmässig ruhigem Lauf sich bewegt.

Wir sehen also wie die richtige Wertschätzung unseres

Denkens und Wollens, die in unserer Persönlichkeit in einem harmonischen Gleichgewicht zum Ausdruck kommen muss, nötig ist, damit unsere Seele sich frei entfalten kann. Es wird auch unserem Gefühl, der Triebkraft unseres Seelenlebens, erst möglich, sich recht zur Geltung zu bringen, wenn diese beiden in unserem Bewusstsein sich harmonisch ausgeglichen haben. So lange dies nicht der Fall ist, wird unser Gefühl getrübt sein und auch unser Gemüt, die Quelle unserer edelsten Empfindungen, kann dadurch erkranken.

Nun müssen wir uns aber fragen: Giebt es denn wirklich eine seelische Freiheit, wenn die Grenzen, welche dieselbe bedingen, so eng gezogen sind, dass nur ein schmaler Pfad übrig bleibt, auf dem wir gehen müssen, und dass jedes Abweichen von demselben uns unserer Freiheit in mehr oder weniger hohem Masse beraubt? Aus Raum und Zeit, den Formen, in welchen allein unsere Anschauung und Erkenntnis sich entwickeln kann, sind die Grenzen, die wir auf unserem Streben nach Freiheit finden, entstanden, und Raum und Zeit sind deswegen ebenso Realitäten wie unsere Persönlichkeit und der in ihr wohnende Drang nach freier Bethätigung. Das Ideal aber, dem wir in unserer Entwicklung uns zuzuwenden streben, liegt ausser Raum und Zeit. Es gehört dem Reich der Schönheit an, die nur in unserem Gefühl uns gegeben ist, Raum und Zeit sind nur die Mittel, die unsere Seele benutzen muss, um dieses Ziel zu erreichen. Und es giebt einen Weg, sei er auch noch so schmal, der uns durch diese beiden hindurchführt, auf dem wir diesem Ziel nachstreben können. Der Weg ist nicht leicht zu finden, wenn nicht zwei Führer uns leiten und uns helfen, alle Schwierigkeiten zu überwinden: Das Licht der Erkenntnis, welches als Weisheit uns unseres wahren Wertes im Raume bewusst werden lässt und die Stärke unseres Willens, die uns aus der rechten Geduld erwächst, die unser Verhältnis zur Zeit regelt. Werden wir von diesen beiden recht geleitet, dann sind wir frei und unsere Seele kann sich entfalten und ihrem göttlichen Beruf gemäss an dem Bau des Tempels in unserem Innern arbeiten, der der Schönheit geweiht ist.



Gott in der Erscheinung.

Ewiger Urgeist!
Unerforschlicher!
Unsichtbarer, Hochheiliger!
Wir ahnen dich, wir empfinden dich
Im Säuseln der Lüfte,
Im Branden des Meeres,
Im gewaltigen Sturm.
Du redest zu uns
Aus Blumenaugen, aus Mattengrün;
Im Waldesdunkel
Fühlen wir deine Nähe.
Ein Gruss von dir
Ist uns der wärmende Sonnenstrahl,
Des stillen Mondes Leuchten,
Der hehren Sterne nächtlich Gefunkel.
Allüberall
Weht dein Odem;
Allgegenwärtig
Wirkt deine schaffende,
Leben erzeugende Kraft.

Mächtiger sprichst du zu uns
Aus einem edlen Menschengeiste,
Der, in dir gesammelt,
Deine Gedanken, die erhabenen, ausströmt.
Du leuchtest von der Stirn
Des einsamen Denkers;
Du flammst im Auge des Dichters,
In des Sehers begeistertem Blick.
Von dir durchdrungen
Ist jede stille Liebesthat,
Die das geringste der Menschenkinder
Dem hilflosen Bruder erweist.
Aber nie in der Zeiten Gewoge,
Nirgend auf dem weiten Erdkreis,
Nirgend in der Welten Unendlichkeit
Bist du, o erhabener Urgeist,
So festgeschlossen erschienen
In einem Wesen,

So klar ausgeprägt,
Wie in jenem Hehren, Göttlichen,
Der auf Galiläas Gefilden
Am See Genezareth wandelte,
Kranke heilend, Tote erweckend,
Das Wort der Wahrheit kündend,
Die Irrenden, Leidenden alle
Voll göttlicher Milde
Zu sich berufend;
Der, verkannt von der blöden Menge,
Verfolgt von des Volkes
Finster gesinnten Lenkern,
Den Tod am Kreuze starb,
Scheinbar unterliegend
Den Mächten der Finsternis,
Die sich an Ihm, dem Heiligen, brachen;
Der, vom Tode erstehend,
Sein Werk besiegelte
Und es fortführt bis auf den heutigen Tag.

Ewiger Urgeist!
In Ihm, dem göttlichen Heiland,
Wurdest du Mensch!
Und wer Ihn siehet,
Der siehet den Vater.
So war es; so wird es sein
Dort in der seligen Ewigkeit,
Wenn Seine Erlösten,
Als reine Geister,
Durch Ihn geheiligt,
Entzückt Ihm fallen ans Herz!

Luise Hitz.



Das zweite Gebot.

Betrachtet von Peter Christoph Martens.

Das zweite Gebot lautet: »Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.«

Der Herr und Gott ward von den Israeliten als der mächtige, strenge Nationalfürst erkannt, den sie mehr fürchteten als liebten, den sie nicht begehrten zu schauen, so dass sie zu Mose sprachen: Rede du mit uns und lass Gott nicht mit uns reden; wir wollen gehorchen!

Der Name des Herrn. Gott hatte auf Moses Frage nach seinem Namen im Busche geantwortet: »Ich bin der ich sein werde.« Ein Wort, das das Volk nicht begriff. Es mochten unter den Israeliten gewisse magische Kenntnisse nicht ganz fremd sein. Aber noch näher lag, dass durch Schwur, Fluch etc. bei dem »Mächtigen, Eifrigen« einer den anderen benachteiligen könne, wenn auch nur durch die Furcht. Es kam dahin, dass gemeiniglich von den Israeliten der Name des Herrn nicht ausgesprochen ward. — Aber dennoch mag er auch trotz des Verbots noch manchmal missbraucht sein bis auf den heutigen Tag. (Auch unter anderen Völkern ist es geschehen.)

Luther zählt auf Missbrauchen des Namens Gottes durch Fluchen, Schwören, Zaubern, Lügen und Trügen.

Fluchen. Schon die unnütze Erwähnung des Namens Gottes wird ein Fluch, insofern es das Herz verroht und für Heilswirkung abstumpft. Wirklich Fluchen ist, den Namen Gottes im Böses-Wünschen missbrauchen, welches in mannigfacher Weise geschehen kann. Im »Donnerwetter« liegt versteckt ein böser Wunsch, etwa, »dass dich das . . . . treffe«. Und solcher Fluchworte giebt es viel. Auch sie verhärten das Herz im allgemeinen und nähren die Unliebe und Feindschaft gegen die Nächsten. Direktes Böses-Wünschen, wie es oft mit deutlichen Worten und bestimmter Umgrenzung geschieht, und ebensolches Verwünschen sind eine schwere Sünde. Besonders sind sie schwer, wenn sie aus geweihtem Munde kommen. Papstflüche und Kanzelflüche gegen Gegner im Kriege sind grosse, sind Todsünden.

Schwören ist hier, bei Gottes Namen etwas versprechen oder bezeugen. Falscher Schwur und Schwurbruch sind Sünde; aber auch unnützes Schwören schon ist es. Im allgemeinen soll Ja — Ja sein, Nein — Nein. Ein Handschlag soll unverbrüchlich gelten. — Aber im Staatsleben besonders, z. B. vor

Gericht und Anstellungen, ist eine besonders feste Versicherung oft nötig, doch wäre eine andere äussere Form, mit schwerer Straffolge bei Unwahrheit oder Verletzung, oft dem Eide vorzuziehen. Er verhärtet oft das Herz und wird Sünde, zumal Zweien: solchen Menschen, die nicht an Gott glauben, und solchen, die glauben nicht schwören zu dürfen und doch dazu gezwungen werden.

Zaubern heisst, in übergewöhnlicher Weise Böses oder Gutes zu erreichen trachten. Hier sei nur erwähnt, dass verkehrtes Beten auch schon Zaubern sein oder daran grenzen kann.

Lügen heisst, die Unwahrheit reden. Das achte Gebot behandelt eine Lüge besonders. Hier im zweiten Gebot ist Unwahrheit reden in all und jeder Hinsicht, besonders auch mit Gebrauch des Namens Gottes gemeint. Lügen verhärtet das Herz und ist gegen die Wahrheit und Wahrhaftigkeit.

Trügen ist, besonders durch falsche Rede, Gebärde oder andere Listen unseren Nächsten Schaden zufügen. Insofern der Trügende sich dabei fromm stellt, ist trügen heucheln.

Du sollst den Namen Gottes nicht missbrauchen, du, der ihn als Gott kennt und seine Liebe und Güte täglich erfährt; du nicht, ich nicht, kein wahrer Christ.

Die Strafandrohung. Das zweite Gebot hat, wie das erste, eine Strafandrohung, welche die Wichtigkeit dieser Gebote für das ganze gottgefällige Leben anzeigt. Die ersten beiden Gebote sind der Doppelsockel, auf dem sich die Säule des Feiertages erhebt, neben welcher zwei Figurenpaare stehen: Vater und Mutter, Bruder und Schwester.



Eine Massenhypnose.

Mitgeteilt nach der Indépendance médicale von Dr. med. F.

Im verflossenen Jahr hatten wir Gelegenheit, die Schüler der Bruderschaft Sidi-Aïssa aus Tebursuk (im Süden von Gross-Krumir) zu sehen, als sie ihre monatlichen hypnotischen Sitzungen abhielten. Es war für uns interessant, die Grundregeln der Technik des englischen Arztes mit den Mitteln zu vergleichen, welche die arabischen Mönche anwandten. Im Verlauf ihrer Übungen werden die Aïssahuas von den Marabuts mit den zurzeit in den Anstalten für Nervenkranke üb-

lichen Verfahrungsweisen vertraut gemacht. Und so kann auch die nachstehend geschilderte Begebenheit als eine Beobachtung von Massenhypnose angesehen werden.

* * *

Bei unserer Ankunft war die hell erleuchtete und von Murmeln durchtönte Moschee bereits dicht gefüllt mit burnustragenden Arabern. Die Bogengewölbe waren von zwei Reihen von Pfeilern gestützt. Von der Decke hingen an eisernen Fäden leuchtende kleine Lampen herab, von weissem, grünem, gelbem und rotem Glas. Die Männer lagen reihenweise auf Matten, mit nackten Füssen, ihre Pantoffeln in der Hand. Ihre Blicke waren gegen die Wand gekehrt, vor welcher sich ein eisernes Gitter befand, welches das Allerheiligste der Moschee vor dem Zutritt der profanen Menge hütete.

Zwischen dieser Mauer und der ersten Säulenreihe hatten die Alten, die ersten Männer des Stammes durch Heiligkeit oder Reichtum, Platz genommen und die alten Aïssahuas waren unter die Sänger und Tamburinspieler gemischt.

Die Sitzung wurde durch einen allgemeinen Gesang eröffnet, von Tamburinschlägen in langsamem Rhythmus begleitet; alle zwei bis drei Minuten wurde der Chor durch eine klagende Stimme in hohen Tönen unterbrochen, die von einer näselnden Stimme ausgingen.

Nunmehr lösten sich hier und dort aus allen Teilen der Halle burnustragende Männer los und traten in die Sakristei ein, legten ihren Turban, ihren Burnus, ihren Haïk*) ab und, nur mehr mit dem Serual**), einer Weste und der Gandura***) bekleidet, barhäuptig und nacktfüssig, reihten sie sich zu einer Linie, mit dem Rücken gegen die vergitterte Wand. Es waren ihrer 22, dem Alter nach aufgestellt; der jüngste, der siebenjährige Sohn des Caïd, stand an dem einen Ende, der älteste an dem anderen war über 50 Jahre alt.

Anfänglich liessen sie Kopf und Brustkorb leicht und langsam von vorn nach hinten schwanken. Diese Bewegung wechselte mit einer solchen nach der Seite ab, bald aber gingen dieselben in einander über. Die Musik hielt an. Beim Lärm der in Zwischenräumen erdröhnenden Tamburine warfen sich die Männer zu Boden. Von Zeit zu Zeit schlug ein Araber, welcher mitten in der Reihe stand, dreimal in die Hände und veränderte durch dieses Signal die Form und den Rhythmus der Bewegungen. Die Musik war eine sehr sanfte und leise. Der rechte Fuss bestimmte das Mass durch ein doppeltes Auftreten mit demselben; beim zweiten Tritt stiessen die 22

*) Ein Stück Tuch, womit sich die Araber drapieren.

**) Ein kurzes Beinkleid, in Falten gelegt, mit eng geschnürter Taille.

***) Eine Art Bluse, ähnlich der unserer Bauern.

unter Verdrehung des Rumpfes ein rauhes, unartikuliertes, deutlich expiratorisches Geheul aus. Hierbei zeigten sich bei Manchen die Augen schon geschlossen. Die Musik begann aufs neue, diesmal stärker und lebhafter, und nun fingen die 22 an, die Beine zu beugen und zu strecken. Diese Bewegungen folgten sich immer rascher. Auf einen Trommelschlag hörten sie aber plötzlich alle auf, während der erste Sänger ruhig in seinem näselnden Singsang fortfuhr. Jetzt wurden die Bewegungen aufs neue vorgenommen, jedoch immer wieder unterbrochen und ihren Rhythmus ändernd und so fort bis zum Schlusse. Auf einmal trat der fünfte Aïssahua aus der Reihe vor, rollte frenetisch seinen Kopf um die Schultern und schleuderte seinen Turban und seine Kleider bis auf den Gürtel hin. Einer der drei mit der Abrichtung der Aïssahuas betrauten Marabuts reichte ihm eine 50 cm lange Nadel, welche an ihrem Ende einen strausseneigrossen Knopf trug. Er nahm sie und schritt von einem Ende der Moschee zum anderen, die Spitze der Nadel auf seinen Bauch gesetzt. Schliesslich stand er still und kreuzte die Arme übereinander.

Jetzt bohrte ihm der Marabut die Spitze der Nadel in die Hautdecken des Unterleibes. Alsdann ergriff er kleinere Nadeln und bohrte sie ihm vor und nach durch die Ober- und die Unterlippe, wieder andere Nadeln aber durch die Stirnhaut, zwei durch den Hals und zwei in die Brustgegend. Während fünf Minuten führte alsdann der Marabut den so bespickten Mann herum, ehe er ihm die Nadeln wieder herauszog. Sofort aber, wie dies geschehen war, riss sich derselbe los, warf sich auf den Boden und blieb so der Länge nach liegen. Eine Weile wand er sich in Zuckungen, dann stand er gesunden Geistes wieder auf. In demselben Augenblick drängte sich ein Zuschauer, ein Soldat aus dem Tirailleurcorps, in den Kreis, heulend und mit den Armen um sich schlagend. Sein Anfall dauerte lange. Der Marabut beruhigte ihn, indem er ihm die Hände auf die Seiten der Brust und des Leibes legte. Darauf fiel der Mann hin wie eine Leiche, nach zwei Minuten aber kam er wieder zu sich. — Nunmehr folgten sich solche Besessenheiten rasch auf einander und immer mehr Personen wurden von dem Taumel ergriffen. Ihre Kraft schien hochgradig gesteigert, denn sie stürzten sich auf die Marabuts und drehten diese schwindelnd schnell herum. Die Marabuts aber beschwichtigten ihre Ekstase und lenkten suggestiv ihren Willen auf das vorher Bestimmte. Dem einen mit verdrehtem Kopf und vornübergebeugtem Leibe warfen sie Glasscherben hin, die er, sich darüber wälzend, mit Gier verschlang; dem anderen mit nach hinten verdrehtem Halse liessen sie lange rostige Nägel mit der Spitze nach unten aus der Luft in den Mund fallen. Manche Aïssahuas erschienen

geradezu unersättlich. So sah ich einen 5 Nägel von 6—10 cm Länge verschlingen, und einen anderen so unersättlich Glas verschlucken, dass der Marabut ihm die letzten Splitter in den Mund stopfen musste, welche das die Glasscherben umhüllende Tuch enthielt.

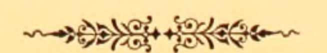
Das Delirium wurde immer allgemeiner. Ein alter Mann erhob sich unter den Zuschauern, riss sich die Kleider vom Leibe und lief nackt feldeinwärts. Nach fünf Minuten, als man ihn fast schon vergessen hatte, kam er zurück, den Rücken schwer mit Kaktusblättern beladen. Er warf diese auf den Boden und sich darauf. Der Marabut wies auf seinen Rücken; sofort rollte er sich auf die Blätter und stiess sich so den ganzen Rücken in schauerlicher Weise wund. Sein Nachbar im Burnus warf sich auf eines der Blätter, zerbiss und verschlang es. Als er auch noch andere Blätter ergriff, entriss man ihm die Kaktusstauden, um ihn zu verhindern, alles aufzuessen. Hierauf erbrach er sich, rutschte auf den Knien umher, wälzte sich herum und spielte das Kamel. Andere folgten seinem Beispiel; so rasten bald zehn zur gleichen Zeit. Es entstand ein allgemeines Durcheinander, eine heulende, regellos durcheinander tobende Masse, ein wahrer Hexensabbat.

Die Musik wurde leiser und langsamer. Allgemeine Chorlieder, an die katholischen Vespergesänge erinnernd, hoben an. Allmählich wurde alles ruhiger. Das Tamburin schwieg. Die Marabuts strichen mit der Hand über die Augen der Aïssahuas, bliesen ihnen ins Gesicht und drückten sie in den Hüftbeingruben. So kam einer nach dem anderen bald wieder zu sich; die Sitzung war zu Ende.

* * *

So werden also die Subjekte der Marabuts gleich den Patienten von Braid, Charcot, Bernheim, Reymond, Janet etc. durch analoge Mittel hypnotisiert, unter denen das Fixieren mit dem Blick und die Monotonie der Geräusche vorwaltet. Die Subjekte der Marabuts zeigen gleichermassen wie die Subjekte Charcots Anästhesie (Empfindungslosigkeit) mit peripherischer Vasokonstriktion (Zusammenziehung der äusseren Blutgefässe), was sich dadurch ausspricht, dass die ihnen beigebrachten Wunden nicht bluten, kataleptische Zustände und Krämpfe. Die Marabuts wissen ebenso den Schlafzustand künstlich herbeizuführen, wie dies die Ärzte verstehen, durch Druck auf die Augäpfel und Anblasen der Augen.

Zum Schluss verstehen sie es auch wie die Mediziner, die konvulsivischen Krisen durch Druck auf die Hüftgruben zum Abbruch zu bringen. —



Mallona.

Die letzten Zeiten eines untergegangenen Planeten.

Von Leopold Engel.

(Fortsetzung.)

Als beide die Vorhöfe des Schlosses durchschritten hatten und an den Stufen der grossen Freitreppe stehen, blickt Arvodo auf die vor ihm liegende Stadt und der herrlichen sie umgebenden Gebirgsgegend. Ernst blickt er auf das wunderbare Panorama und leise sagt er zu dem Bruder: »Eine Gegend, herrlich und lieblich, und eine Stadt, zeugend von der Kraft unseres Volkes und dennoch nur ein Sitz von verkommenen Seelen. Werde ich sie zurückführen können? — Mir bangt vor der Aufgabe und deren glücklichem Gelingen.« —

Entschlossen hebt er das Haupt und ohne eine Entgegnung des Bruders abzuwarten, schreitet er schnell die Stufen hinab. Unten am Fusse der Treppen, ausserhalb der Wachen, steht Upal in wartender Haltung, gespannt auf Arvodo blickend. Der feste Blick Upals verursacht den Feldherrn, ihn näher anzusehen. Eine eigentümlich neigende und gleichzeitig kreisende unauffällige Bewegung des Kopfes, die Upal bei seinem Grusse ausführt, überrascht Arvodo sichtlich. Er winkt ihn heranzutreten und fragt leise: »Wer bist Du?« — Freudig sieht Upal in das edle Antlitz des Feldherrn und flüstert: »Herr, ein Diener der Unglücklichen! Upal ist mein Name!«

»Du willst mich sprechen?«

»Ja, Herr, doch im Geheimen und Euch allein!«

»Komme, wenn der Abend sinkt.« —

Upal legt die Hand auf seine Brust und entfernt sich stillschweigend. —

Schnell wendet sich Arvodo jetzt seitwärts zu seinem Bruder, flüstert ihm zu: »Es ist ein Getreuer!« und geht schnell einem Platze zu, auf dem eine ganze Anzahl ähnlicher kleiner Wagen stehen, wie ich sie auf der Fahrt Upals nach der Hauptstadt gesehen.

Die Brüder besteigen solch ein kostbar ausgeschmücktes Gefährt, das von einem Diener Arvodos geführt wird, und schnell eilt dasselbe durch die breiten, volksgefüllten Strassen der Stadt.

Die nicht sehr hohen Häuser sind geschmückt mit Blumen, auf den flachen Dächern sind überall künstliche Gärten angelegt, ein Anblick, der ungemein anheimelnd wirkt. Ich sehe auf diesen allerhand mir unbekannte breitblätterige Schlingpflanzen zu Lauben geformt, dazwischen buschige Pflanzen in

Kübeln, zusammengestellt zu Laubgängen, schattige Ruheplätze bietend. Nach der Strasse zu werden oftmals farbige Vorhänge gezogen, zum Schutze gegen neugierige Blicke. Alles zeigt Wohlstand, selbst Reichtum der Bewohner. Wir sind im Viertel der Wohlhabenden, die mit den Sorgen des Lebens nicht zu kämpfen haben. Vor einem grösseren Gebäude hält jetzt der Wagen Arvodos. Die beiden Brüder steigen aus und betreten das Haus, es ist das ihrige. Sie werden von Dienern empfangen und in innere Gemächer geführt. Arvodo entledigt sich der Rüstung und zieht ein weites mantelartiges Hausgewand an, ähnlich der römischen Toga. Sein Bruder hat dasselbe gethan und jetzt begeben sie sich auf das Dach ihres Hauses, wo sie unbelauscht von Spähern und Horchern sich unterreden können. Eine schmale, jedoch bequeme Treppe führt hinauf, sie wird oben abgeschlossen durch ein Gitter. Arvodo verschliesst dieses und beide Brüder sind nunmehr ungestört in dem Dachgarten, der ein Kunstwerk gärtnerischen Geschmackes genannt werden muss. Blühende Blumen, Lauben und Laubgänge ringsum, die Pflanzen eingepflanzt zwischen künstlich zusammengebauten Steinen, die die nährende Erde enthalten, nirgends unschöne Töpfe, wie wir sie kennen, alles zierlich, der Natur getreu nachgeahmt und doch nicht das Dach des Hauses zu stark belastend.

Arvodo setzt sich in eine Laube, von der aus der Aufgang zum Dachgarten beobachtet werden kann, sein Bruder betrachet ihn besorgt und liebevoll. Schweigend gleitet des Feldherrn Blick über die benachbarten Gärten, die duftende Blumenpracht derselben; eine finstere Falte hat sich zwischen die Augenbrauen gelegt und aufseufzend begegnet sein Blick jetzt den des neben ihm stehenden Bruders.

»Deine Gedanken sind nicht freudige, weshalb?« fragt ihn der jüngere Rusar.

»Wie könnten sie es sein, wenn ich mich in allem gehemmt sehe. Areval hat es verstanden, alle Schätze derart an sich zu reissen, dass dem ausgesogenen Volke nichts geblieben. Auch wir, die Grossen, hängen nur von seiner Gnade ab, er kann jeden durch ein Machtwort zum Bettler machen und hat es auch schon mit vielen gethan, die es wagten, ihm entgegenzutreten. Das Heer ist grösstenteils ihm ergeben, führt es das müssige, üppige Leben doch nur durch seine Schätze. Ja, gehörten die Schätze des Wiedu mir, wie bald wäre es mit diesem Könige vorbei, der das Volk so tief hinabgeführt, als einst Maban es gross gemacht!« —

»Vergisst mein Bruder ganz, dass er die Hoffnung des Heeres ist, dass man mit Stolz auf ihn blickt, als den fähigsten Feldherrn, der mit Kriegsruhm sich bedeckte!«

Arvodo lacht auf: »Ein schöner, ein herrlicher Ruhm, mit

einer Übermacht gegen ein aufständiges Völkchen Sutonas zu ziehen, das der Lasten müde ist, nicht mehr die Steuern erschwingen kann und sich deshalb empört, ein noch grösseres Werk, es zu besiegen. Ein Schandwerk jedoch, es zu bestrafen und den Henker zu spielen. — Von unserem Vater lernten wir die Grundsätze und die Bestrebungen Mabans. — Mit Schaudern erkenne ich, wie tief wir gesunken, mit Schmerz, dass vielleicht kein Zurück mehr möglich und dass die Völker Mallonas zerrüttet und vernichtet wurden durch diesen König, den der Fluch der Gottheit uns gegeben. — Ich hab' geschworen, den Versuch zu wagen, Änderung zu schaffen. Mein Leben steht auf dem Spiel, doch nutzlos will ich es nicht wagen.« —

»Warum so verzagt, die Vicekönige von Nustra und Monna stehen auf Deiner Seite, sie sind getreu.«

»Gewiss, und wenn auch nur getreu, um nicht länger Areval dienen zu müssen. Auch den schlaffen Sutonenkönig fürchte ich nicht, schon lange bin ich Herr in Sutona, und mein Bruder wird den Platz, den ich ihm einräume, sich zu wahren wissen.«

Rusars Augen leuchteten auf bei diesen Worten und sich zu dem Bruder neigend flüstert er: »Keine Macht kann mich trennen von Dir, mit Dir will ich sterben oder leben, um König Mabans Vermächtnis zu retten.« —

»Vielleicht heisst es sterben,« sagt düster Arvodo; »gelingt der Handstreich nicht, zuerst die Schätze Arevals zu erlangen und mit diesen das Heer zu füttern, so sind wir verloren. Du weisst, wie wachsam Karmuno ist, dieser Beherrscher des kranken, abgelebten Königs, der im Lande herrscht und allen eine so demütige Miene zu zeigen weiss, dass er die meisten täuscht. Ich weiss, wohin er strebt. Die Hand Artayas will er erringen, um durch die Tochter Arevals, einst mit ihr vermählt, das Recht auf den Thron sich zu sichern.«

Heftig fährt Rusar auf: »Artaya, die Gattin des niederträchtigen Karmuno, nimmermehr!« —

»Steht die Nimri*) auch Deinem Herzen so nahe, dass der Gedanke Dich so aufbringt?« fragt besorgt Arvodo. —

»Bruder, Du, ihr alle beurteilt das Mädchen falsch, sie ist nicht nach dem Vater geraten, keine Nimri ist sie, Falschheit ist ihr fremd.«

»Wolle Allvater, dass Du die Wahrheit sprächest, doch hüte Dein Herz. Schon lange sah ich, dass Deine Augen sie nicht gleichgültig betrachten. Doch sage, Bruder, wenn Du ihre Hand erringen könntest, so wirst Du auf friedlichem Wege,

---

*) Nimri, so viel wie »Schlange«, Ausdruck für ein falsches Weib.

was ich nur mit Gewalt erreiche, Herrscher von Mallona. — Für Dich liegt die Wahl zwischen Deinem Bruder und Artaya.« —

»Als wüsste ich nicht, dass Areval mir nie die Hand seiner einzigen Tochter gewähren würde und selbst, wenn er wollte, der Widerstand Karmunos ist nicht zu überwinden. Auch mich kann nur Gewalt zu dem gewünschten Ziele bringen. Ist mein Bruder Herrscher von Mallona, so würde ich aus seiner Hand die Gattin erhalten.« —

»Wenn sie selbst es will, gewiss.« Rusar blickt überrascht, unmutig den Bruder an. »Oder soll ich die von Maban dem Weib gewährte, durch Areval längst untergrabene Freiheit des Entschlusses nicht auch dem Volke zurückerobern?« —

»Verzeih die Regung der Selbstsucht in mir«, antwortet verlegen Rusar, »doch Du hast recht, wie immer.«

Der Ton einer Glocke erschallt aus den unteren Räumen. Arvodo richtet sich aufmerkend auf.

»Wir werden gestört, still!«

An dem Aufgange zu dem luftigen Dache vor dem verschlossenen Gitter erscheint ein Diener. Er meldet, dass hohe Gäste Arvodo erwarten und in den unteren Gemächern seiner harren. Schnell öffnen die Brüder und begeben sich hinab. In einem kostbar ausgestatteten Zimmer, dessen weite, offene Fenster die laue Luft ungehindert eintreten lassen, stehen sechs Grosse des Reiches und werden von Arvodo mit Freundlichkeit doch Hoheit begrüsst. Der älteste von ihnen, ein Mann in anscheinend mittleren Jahren, tritt vor und spricht im Tone der Ergebenheit: »Herr des Kriegsvolkes, im Auftrage und Namen des Königs, unseres Gebieters, überreiche ich Euch das Zeichen der Macht, welches Ihr nunmehr mit dem Könige tragen sollt. Das tückische Leiden desselben versagte ihm heute die Freude, Euch dieses Ehrenzeichen vor den versammelten Grossen des Reiches zu überreichen, doch ist es sein Wille, nicht länger Euch dasselbe vorzuenthalten. Er begiebt sich hiermit unter den Schutz seines Feldherrn, dieser wolle es tragen, als ein Höchster in Mallona!« —

Der Sprecher übergiebt dem Feldherrn einen Ring; die genaue Nachbildung dessen ist es, den wir schon kennen; keinen Unterschied kann ich entdecken zwischen ihm und den anderen schon gesehenen.

Arvodo bleibt kalt, er nimmt den Ring entgegen, steckt ihn an den vierten Finger der rechten Hand, ballt sie zur Faust und streckt diese empor. »Areval soll die Macht, die er mir giebt, nicht einem Unwürdigen gegeben haben; ich harre des Augenblickes, wo ich selbst dem Könige meinen Dank zu Füssen legen darf! — Sagt ihm, sein Feldherr hält von nun ab treue Wacht!« —

Die Anwesenden verbeugen sich tief und rufen gleichzeitig: »Wir ehren in Dir die Macht unseres Königs Areval, Heil Dir und ihm!« — — Leise und in höflichsten Redewendungen spricht nunmehr Arvodo und dessen Bruder mit den Abgesandten, die die grösste Ergebenheit dem nunmehr mächtigsten Manne zeigen, dem Stellvertreter des Königs Areval, der mit königlicher Macht ausgerüstet ist und keinem anderen mehr als nur seinem Gebieter für alle seine Thaten verantwortlich ist. — Die Abgesandten entfernen sich wieder, begleitet von den Brüdern. Viele Höflichkeiten werden noch ausgetauscht, dann sind die Brüder wieder allein. — Länger kann der jüngere Rusar die Maske der Gleichgültigkeit nicht mehr tragen, und seinen älteren Bruder erregt umschlingend, sagt er ihm triumphierend: »Erreicht, Bruder, ist das Ziel!« —

Finster schaut Arvodo nieder; er sagt dumpf: »Ja, erreicht, doch der Preis ist hoch, ich opferte mein eigenes Selbst, mein besseres Ich. Was uns der Vater lehrte, Ehrlichkeit, Treue, Wahrheit und Offenheit, sie sind Schatten in mir geworden, um des Zieles willen. Wird es möglich sein, aus dieser Saat des Truges einstens köstliche Früchte zu ernten, Matans Vermächtnis zu retten?« —

Rusar meint leichthin: »Mein Bruder wird das vermögen, jetzt voran und nicht gegrübelt.« —

Ein Zug festester Entschlossenheit zeigt sich auf Arvodos Antlitz, er richtet sich hoch auf: »Ja, ich werde es vermögen! Doch was hat den König vermocht, so aussergewöhnliche Schritte zu thun, das Zeichen der königlichen Gewalt mir zu übersenden? Es ist nie Sitte in unseren Landen gewesen, anders als vor versammeltem Volke und Hofe persönlich die Gewalt zu verleihen. Ich muss zu ihm, sei er noch so krank, ich muss die Gründe wissen und der Pflicht genügen, meinen Dank sogleich abzustatten; folge mir zum König.«

(Fortsetzung folgt.)



Der Gesundheitshüter.

Arzt und Patient.

In der »Zukunft« äussert sich Herr Professor Dr. Ernst Schweninger über die Beziehungen zwischen Arzt und Patient: Der Arzt kann nichts anderes thun, als den mehr oder minder leidenden Individuum nach bestem Wissen und Gewissen behan-

deln. Immerhin kann er auch ein paar allgemeine Ratschläge erteilen. Mich hat die Erfahrung die folgenden Leitsätze schätzen gelehrt: 1. Schafft Euch einen gesunden, genuss- und arbeitsfähigen Körper, übt ihn, aber überanstrengt ihn weder im Genuss noch in der Arbeit. 2. Fürchtet nicht den Exzess, aber seine zur Gewohnheit werdende Wiederholung. 3. Macht Euch frei und hütet Euch vor der Schablone. 4. Liebt den Mut und hasst die Ängstlichkeit. 5. Fürchtet nicht die sogenannten Feinde von aussen (Bacillen, Witterungseinflüsse etc.), sondern wappnet Euren Körper gegen ihren Einfluss und ihren Einbruch. 6. Hütet Euch am meisten vor den eigenen Fehlern. 7. Glaubt nicht, dass Euch Gesundheit oder Genesung geschenkt wird, sondern wisst, dass sie erarbeitet werden wollen. 8. Helft dem Arzt also bei seiner Arbeit, wie Ihr hofft, dass er Euch helfe. 9. Vergesst nie, dass es hauptsächlich auf Euch ankommt, dass Euer Körper das Instrument ist, auf dem der Arzt in Tagen, wo es Euch schlecht geht, spielt, dass er sein wichtigstes Heilmittel ist. 10. Meidet die Gewohnheit! 11. Strebt nach körperlicher und seelischer Harmonie. 12. Lernt Euch selbst erkennen, kritisieren, disziplinieren! Auch diese Sätze werden den Tod nicht bannen, das Leben nicht über die natürliche Grenze hinaus verlängern. Wer sie befolgt, darf aber hoffen, nicht eher vom Licht scheiden zu müssen, als bis in weiser, sparsamer und doch nicht knauseriger Lebensökonomie der letzte Rest seiner Kraft verbraucht ist.

Die Wirkung der verschiedenen Farben auf die Nerven

ist, einer Nachricht des »Pharmaceutical Journal« zufolge, durch genaue Experimente untersucht worden. Seit langem schreibt der Sprachgebrauch den verschiedenen Farben eine bestimmte Wirkung auf das Empfinden des Menschen zu, man spricht von warmen Farben, worunter man besonders Rot versteht, ferner von Blau als einer kalten Farbe, von Gelb als einer belebenden Farbe u. s. w. Eigentlich macht jeder fein empfindende Mensch täglich die Beobachtung, dass die eine Farbe angenehm und die andere unangenehm auf ihn wirkt, und darin liegt ja bereits eine Beeinflussung der Nerven. Der Physiologe de Parville hat nun durch zahllose Versuche festgestellt, dass das rote Ende eines Spektrums die Nerven erregt, während das entgegengesetzte Ende mit den Farben Grün, Blau und Violett sie beruhigt. Dr. Ponza geht noch weiter, indem er gewisse nervöse Krankheiten durch Anwendung bestimmter Farben zu heilen gedenkt. Schwermut behandelt er mit Rot, Wahnsinn mit Blau, nervöse Depressionen mit Violett

Jedoch wird dieser Arzt es nicht immer leicht haben, da sich eine schon nervöse Frau zweifellos dagegen sträuben wird, sich eine Farbe vorschreiben zu lassen, die ihr nicht steht. Ein anderer Physiologe hat durch Anwendung von roten Lichtern ein Schwindelgefühl künstlich erzeugt und hat wiederum durch Abwechselung von roten und grünen Strahlen solche Symptome zum Verschwinden gebracht. In einer grossen Fabrik für photographische Platten soll sich die Stimmung der Arbeiter wesentlich verändert haben, seit statt rotem Licht grünes zur Beleuchtung der Arbeitsräume benutzt wird. Früher sangen und unterhielten sich die Arbeiter auf das lebhafteste während der Arbeit, während sie jetzt nur in ruhiger Weise miteinander verkehren. Ausser acht zu lassen ist die Hygiene der Farben bei nervösen Krankheiten jedenfalls nicht, und es mag ein richtiges Prinzip darin liegen, wenn in einem bekannten Kurorte diejenigen Kranken, die einer Beruhigung bedürfen, stets ein Zimmer mit dunklen, namentlich violetten Farben erhalten, während man solche, die angeregt werden sollen, in einem roten Zimmer unterbringt.

Wie vermeidet man schädliche Nebenwirkungen beim Gebrauche des unvergleichlich heilsamen Sitzbades?

Von E. M.

Durch unvorsichtige Anwendung des Sitzbades kann viel Schaden angerichtet, wohl gar das Gegenteil des Erstrebten herbeigeführt werden, wie ich das häufig bei Leuten bemerkt habe, die meine Ratschläge nicht genau befolgten. Durch langjährige Anwendung des Sitzbades an meinem eigenen Körper während eines hartnäckigen Leidens und durch sehr häufigen Gebrauch bei leidenden Kindern habe ich allmählich eine Anwendungsweise gefunden, die bei genauer Befolgung stets die besten Erfolge zeitigte, wogegen Abweichungen häufig von Misserfolgen begleitet waren.

Die Wanne soll so beschaffen sein, dass bei angezogenen Knieen die Füsse bequem mit im Wasser stehen. Bei Ermangelung einer solchen Wanne kann für die Füsse ein besonderes, vor die Wanne gestelltes Becken dienen. Das Wasser soll nur eben bis unter die Knöchel reichen, denn je höher das Wasser emporsteigt, um so mehr bewirkt es, dass das Blut nach dem Kopfe geleitet wird, wogegen die eigentliche Wirkung des Sitzbades in der Ableitung des Blutes vom Kopfe nach den Reinigungs- und Ausscheidungswerkzeugen (Nieren, Darm, Blase, Haut) und in der Anregung (nicht Aufregung!) und Kräftigung der Nerven bestehen soll. Der Wärmegrad

des Wassers darf nicht zu sehr von der Blutwärme abweichen, soll aber auch nicht verweichlichend wirken, weshalb ich im Durchschnitt 25° Reaumur geeignet gefunden habe. Auch der Wärmegrad der Luft muss dem entblössten Körper angenehm sein, etwa 15—16° Reaumur. Ich rate einige Grade mehr als gewöhnliche Stubenwärme, weil ich mit dem Wasserbade auch zugleich das Luftbad und, wenn ein Bad im Sonnenscheine der Stube möglich ist, auch das Lichtbad verbinde. Um die blutreinigende und nervenstählende Hautthätigkeit recht anzuregen, lasse ich den ganzen Körper mit dem Wasser der Wanne bespülen, und um auch die Darmthätigkeit und damit die Verdauung und den gesamten Stoffwechsel wirksam zu unterstützen, rate ich, ab und zu von rechts nach links um den Nabel zu reiben.

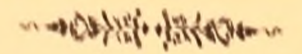
Von einer langen Dauer des Bades rate ich dringend ab, da ich hiermit an mir selbst schlimme Erfahrungen gemacht habe; für gewöhnlich rate ich nur eine und eine halbe Minute zu baden, bis man langsam etwa bis hundert gezählt hat. In ernsteren Fällen wähle ich auch ausnahmsweise eine längere Dauer, bis höchstens fünf Minuten. Bei Beendigung des Bades lasse ich mit einem Becken etwas Wasser aus der Wanne nehmen, damit es bei der Schluss-Übergiessung nicht über die Knöchel steige. Der Badende stellt sich aufrecht in die Wanne, nimmt ein Gefäss (am besten ein Blumengiesskännchen, um den Strahl möglichst fein und milde wirkend zu machen) mit etwas kühlerem, 20—21° Reaumur, Wasser und übergiesst damit den ganzen Körper, wodurch eine etwa durch die Wasserwärme herbeigeführte zu starke Ausdehnung der Poren ausgeglichen und Verweichlichung der Haut verhütet wird. Ratsam ist es, dabei den Blutbahnen nach dem Herzen zu folgen, wie bei dem Knetverfahren bei den Füssen beginnend, die Beine entlang, zum Herzen hin, dann von den Händen über die Arme zur Schulter und zur Brust. Bei dem Rücken giesst man über die Schulter hinunter. Der nasse Unterkörper wird hierauf bis über die Hüften mit einer wollenen Decke umwickelt, worauf man sich sogleich zu Bette legt, wobei die Füsse besonders dicht umwickelt sein müssen. Bis an den Hals deckt man sich warm zu, wonach einen bald eine wohlige Wärme durchströmt, die sich nicht bis zum Schweisse steigern soll. — So verbindet sich mit dem Wasser-Bade auch das Licht-Luftbad, und die Vereinigung all der bekannten günstigen Wirkungen dieser Einzelanwendungen in der einzigen Form des Sitzbades erzeugt dann jene unvergleichlichen Heilwirkungen, die alle Beteiligten in Erstaunen setzen.

Noch einige Ratschläge möchte ich hinzufügen. Es empfiehlt sich, bei den Abspülungen des Körpers nicht einen Schwamm zu benutzen, der sich leicht mit allem Unrate füllt, sondern

ein Tuch von rauhem Sackleinen. Bei der kühlen Übergiessung des Rückens hat sich ein Giessen von unten nach oben als ganz besonders nachteilig erwiesen. Ein leichtes Frösteln (nicht heftiges Frieren) während des Badens und Übergiessens wird durch die gleich folgende Bettwärmung wieder wettgemacht. Eine zu häufige Anwendung des Sitzbades zehrt zu sehr oder stumpft wenigstens die Nerven gegen die günstige Beeinflussung ab. Hat man zwei Tage nach einander gebadet, dann setzt man besser den dritten Tag aus und mag nach ein oder zwei Wochen auch einmal eine ganze Woche überschlagen, um den Körper für die Segnungen des Sitzbades wieder recht empfänglich zu machen. Bei Kinderkrankheiten hat sich das Sitzbad ganz besonders heilsam erwiesen, aber auch bei Erwachsenen hat es bei allen Krankheitserscheinungen sich sehr bewährt. Beim Fieber thut das Sitzbad geradezu Wunder. Doch auch jeder sich gesund Fühlende mag den Wert des Sitzbades an sich selber erkennen lernen. Wie wenige sind aber heute wahrhaft gesund.

Ein Beispiel für die segensreichen Wirkungen energischer hygieinischer Massregeln

bieten, wie «L'Illustration» berichtet, die Erfolge der seit zwei Jahren in Kuba festgesetzten Amerikaner im Kampfe mit dem in der «Perle der Antillen» herrschenden gelben Fieber. Sie haben mit Santiago begonnen, wo sie jeden Tag die Strassen fegen und sprengen lassen, wodurch sie in einem Jahre 25000 cbm Kot entfernten. Zur Vernichtung dieses Schmutzes wurden 150000 Liter rohes Petroleum verbraucht, sowie auch 15000 Liter Phenylsäure und 5000 Kilogr. Chlorkalk. Ausserdem ist es verboten, irgendwelche Höhlungen oder Einschnitte in den Strassen anzubringen. Auch wurde jedes Haus, in welchem ein Fall von gelbem Fieber vorgekommen war, dreimal desinfiziert. Das Ergebnis dieser Massregeln ist, dass, während im Jahre 1899 jeder fünfte Todesfall durch das gelbe Fieber veranlasst war, seit dem 27. Dezember 1899 nicht ein einziger Fall von gelbem Fieber vorgekommen ist.



Rundschau aus allen Gebieten.

Aberglauben.

Aus Forst (Lausitz) meldet man: Im religiösen Paroxismus enthalten sich im nahen Dorfe Datten neun Personen, die

Familienangehörigen des Bauers Kaschke (der Vater, die Mutter, ein achtzehnjähriger Sohn, eine neunzehnjährige Tochter), die Magd und vier Bauerfrauen, seit Tagen aller Speisen. Gebete murmelnd und Litaneien singend, springen die Leute zeitweise unbekleidet im Hause und vor dem Gehöfte umher. Sie halten sich für Auserwählte Gottes. Ein kürzlich vom Militär losgekommener Sohn Kaschkes, der den Humbug nicht mitmachen wollte, wurde von den fanatischen Menschen schwer misshandelt. Der Gemeindevorsteher musste Anordnungen treffen, damit der Viehbestand Kaschkes nicht Hunger leide; zwei Ortseinwohner teilen sich lediglich in die Arbeit der Fütterung. Am Donnerstag wurde Frau Kaschke tot in ihrer Wohnung aufgefunden. Ihr Gesicht ist blutrünstig, die Todesursache wird erst amtlich festgestellt werden. Neben der Leiche liegen die anderen Personen in religiösen Verzückungen. Es ist ein furchtbarer Anblick. Die Behörde hat Anordnungen getroffen, alle Personen vorläufig in das Hospital zu transportieren. Die kranken Menschen gehören der Sekte der Irvingianer an. Die verstorbene Bäuerin Kaschke ist im wahren Sinne des Wortes das Opfer ihrer vom Wahnsinn befallenen Familie geworden, sie wurde, wie ihr eigener Sohn ausgesagt hat, »zur Entsühnung« ihrer Angehörigen von diesen getötet. Der in Datten eingetroffene Kreisarzt hat bei der verstorbenen Frau Todtschlag festgestellt. Auf die Frage, warum man Frau K. totgeschlagen habe, berief sich der junge Mensch auf sein »Gebetblatt No. 31«, in dem es heisst: »Gott ist Licht; darum hat er mit dem Sünder keine Gemeinschaft. Gott ist die Liebe; darum bietet er den Sündern Versöhnung an und streckt verlangend nach ihnen die Arme aus. Gott ist Licht; darum ist ohne Blutvergiessen keine Vergebung der Sünden« und fügte hinzu: »Die Mutter war vom Teufel besessen; den Teufel auszutreiben, musste Blut fliessen. Ohne Blut keine Entsühnung! Ohne Entsühnung kein himmlisches Leben. Gott hat uns gerufen. Jetzt ist der Teufel von uns gegangen. Wir sind entsühnt und ziehen jetzt in den Himmel.« Das genannte Gebetblatt No. 31 ist, wie noch erwähnt sei, in Dillenberg verlegt und in Frankfurt a. M. gedruckt.

Physik.

Welchen Druck übt das Licht aus? Eine physikalische Entdeckung von grösster Tragweite ist Peter Lebediew, Professor der Physik an der Universität Moskau, gelungen. Es handelt sich um den genauen Nachweis eines vom Licht ausgeübten Druckes. Diese Errungenschaft ist auch ein glänzendes Zeugnis für den Scharfsinn des 1879 verstorbenen englischen Physikers James Clerk Maxwell, der in seiner berühmten Abhandlung über Elektricität und Magnetismus die

jetzt festgestellte Eigenschaft des Lichts nicht nur ihrer Art, sondern auch ihrem Betrage nach vorausgesagt hat. Der italienische Physiker Bartoli kam 1883 zu demselben Schluss, aber durch eine aus der Wärmelehre entnommene Überlegung. Es sind seitdem viele Versuche gemacht worden, das Vorhandensein dieser jedenfalls äusserst zarten Kraft durch Messungen zu erweisen. Sir William Crookes kam durch Benutzung des bekannten Radiometers (Strahlenmessers) scheinbar zum Ziele, aber seine Messungen ergaben für den fraglichen Druck einen Betrag, der den erwarteten um mehr als 100000 mal überstieg. Professor Lebediew versuchte die störenden Einwirkungen, unter denen die Messungen von Crookes gelitten hatten, auszumerzen. Seine Ergebnisse stimmten innerhalb 10 v. H. mit den Werten überein, die von Maxwell und Bartoli berechnet worden waren. Somit kann der durch das Licht ausgeübte Druck der Ätherwellen als festgestellt gelten, und zwar steht er in einem geraden Verhältnis zu der Energie des einfallenden Lichts und ist unabhängig von dessen Farbe.

Die Thatsache, dass die durch Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus u. s. w. erzeugten Ätherwellen einen messbaren Druck ausüben, mag an sich dem Laien noch nicht als etwas besonders Wunderbares und Bedeutsames erscheinen, aber die sich daraus ergebenden Folgerungen müssen auf jeden denkenden Menschen Eindruck machen. Die erste Folgerung würde die sein: das Vorhandensein des Äthers, d. h. eines alles durchstrahlenden und den ganzen Weltraum erfüllenden Stoffes ist nachgewiesen. Im besonderen werden die Anschauungen der Astronomie dadurch eine Veränderung und Erweiterung erfahren. Wenn es nun als sicher gelten kann, dass die Sonnenstrahlen auf die Erde einen Druck von über 300000 Tonnen oder 6 Millionen Centnern ausüben, der bisher unbekannt war, so kann die Beachtung dieser Thatsache auf astronomische Rechnungen nicht ohne Einfluss bleiben. Dieser Druck der Sonnenstrahlen kann möglicherweise genügen, um die Erde davor zu schützen, dass sie nach der Sonne hinfalle, wie es von verschiedenen Seiten vorausgesagt worden ist. In einem ganz neuen Lichte aber wird die Beschaffenheit der Kometen und die Entstehung ihrer Schweife erscheinen. Da die Grösse des Druckes vom Querschnitt eines Körpers abhängig ist, so müssen die kleinsten Körper im Verhältnis zu ihrem Gewicht den grössten Druck erfahren, und es muss ein Punkt erreicht werden, auf dem der vom Lichte ausgeübte Druck die Massenanziehung übersteigt, so dass Körper von sehr geringer Masse von der Sonne fortgestossen werden. Der Schweif eines Kometen würde aus solchen kleinen Körpern bestehen, die durch den vom Kern des Kometen ausgehenden

Lichtdruck in den Weltraum hinausgeschleudert werden. Von geschichtlichem Interesse ist endlich die Erwähnung, dass schon im Jahre 1616 der grosse Kepler die Bildung der Kometenschweife durch die zurückstossende Kraft des Lichts erklärte. Von der Bewegung des Lichts durch Ätherwellen konnte Kepler allerdings damals ebensowenig eine Vorstellung haben, wie von dem Vorhandensein des Äthers überhaupt, sondern er dachte sich das Licht aus körperlichen Teilchen zusammengesetzt.

Naturgeschichte.

Zur Psychologie der Schildkröte. Der Zoologe R. M. Yerkes teilt in der Zeitschrift »Popular Science Monthly« nach dem »Wissen für Alle« das Resultat von Experimenten mit, die er zum Studium der der Schildkröte eigenen Beobachtungsgabe und ihres Gedächtnisse angestellt hat. Das Problem, das dem Versuchstiere gestellt wurde, bestand darin, ob es imstande sein werde, das Geheimnis eines Labyrinthes zu entdecken und es im Gedächtnisse zu behalten. Diese Aufgabe mag für ein Tier, dem man gewöhnlich einen sehr geringen Grad von Verstand zuschreibt und das als ebenso schwerfällig in körperlicher als auch in seelischer Beziehung erachtet wird, recht kompliziert erscheinen; das Experiment jedoch zeigte, dass es sich sehr gut aus der Affaire zu ziehen vermochte. Eine Holzkiste wurde durch Zwischenwände in vier Abteilungen geschieden und in jeder wurde eine Öffnung angebracht, welche genügte, um die Schildkröte durchpassieren zu lassen. Die Öffnungen waren so angebracht, dass das Tier einen Weg in der Form eines W zurückzulegen hatte, um zu seinem Ruhe- und Futterplatz zu gelangen. Bei dem ersten Versuche irrte die Schildkröte während 35 Minuten herum, bis sie zu ihrem Neste gelangte. Bei der zweiten Probe dauerte die Reise 15 Minuten. Die Schildkröte durfte wieder in ihrem Neste einige Stunden ruhen, denn es erschien notwendig, ihr die Erkenntnis beizubringen, dass sie dort ungestört bleiben und auch Nahrung vorfinden könne, weil sie sonst kein Bedürfnis fühlen würde, diesen gedeihlichen Ort wieder aufzusuchen. Bei dem dritten Versuche dauerte die Reise nur 5 Minuten und schliesslich nur 1 Minute 3 Sekunden. Nachdem auf solche Art die Erziehung der Schildkröte vorgeschritten war, wurde sie vor eine bedeutend schwierigere Aufgabe gestellt. Es wurde ein viel komplizierteres Labyrinth konstruiert, in welchem unnütze Öffnungen, die in Sackgassen führten, drei Rampen und ein ganz dunkler Gang angebracht waren. Die Versuche ergaben nun folgendes Resultat. Erster Versuch: Dauer der Reise 1 Stunde 31 Minuten; 5. Versuch: 16 Minuten: 10. Versuch: 10 Minuten;

25. Versuch: 3 Minuten. Dies bewies, dass das Tier aus seinen früheren Bemühungen Nutzen gezogen und sich im Gedächtnisse die Art und Weise, wie es die Gänge des Labyrinths passieren müsse, um zum Ziele zu gelangen, gemerkt habe. Es ist augenscheinlich, dass die Schildkröte nicht nur Ortsgedächtnis, sondern auch einen gewissen Grad von Intelligenz besitzt. Derartige Versuche, wenn sie geeignet sind, die Zeit genau zu messen, während welcher ein Tier eine grössere Präzision in der Zweckmässigkeit seiner Handlungen erlangt, machen es auch möglich, den Grad seiner Intelligenz und des Festhaltens der Association seiner Ideen zu beurteilen, und gestatten auch die geistige Begabung der verschiedenen Tierarten unter einander zu vergleichen, liefern somit einen wesentlichen Beitrag zur Tierpsychologie.

Geschichte.

Wer hat Moskau im Jahre 1812 in Brand gesteckt? Mit dieser Frage beschäftigt sich in sehr eingehender Weise eine Abhandlung von Dr. Gantscho Tzenoff, welche in den von Dr. E. Ebering veröffentlichten Historischen Studien enthalten ist. Der Verfasser hat mit der grössten Gründlichkeit und Sorgfalt alle den Brand von Moskau betreffenden Quellen und Urkunden, die Urteile und Aussagen der Zeitgenossen, die Persönlichkeit und den Charakter des Grafen Rostoptschin, sowie dessen Berichte und Briefwechsel studiert. Die Frucht dieser wissenschaftlich wertvollen Arbeit ist, dass der Verfasser in den Stand gesetzt wird, auf obige Frage eine bestimmte, unumwundene, aktenmässig begründete Antwort zu geben. Dieselbe stimmt mit der herrschenden Ansicht, mit der der napoleonischen Bulletins und den Angaben der meisten französischen, deutschen und russischen Schriftsteller, dass Rostoptschin die Einäscherung Moskaus angeordnet habe, **nicht** überein. Rostoptschin hat diese That auch später in einer von ihm herausgegebenen Broschüre ausdrücklich in Abrede gestellt, aber man glaubte ihm nicht. Schon am 20. September berichtete er über den Brand an den Kaiser: »Das Feuer brach in den Läden und Getreidemagazinen aus. Französische oder russische Diebe sind die Urheber des Brandes, aber ich neige mehr dahin, zu glauben, dass die Ladenwächter es selbst waren.« Die Behauptung, Rostoptschin habe durch die Verbrennung seines eigenen Hauses das Zeichen zur allgemeinen Brandstiftung geben wollen, hat sich als unhaltbar herausgestellt. Der Verfasser weist nach, dass das Haus des Gouverneurs erst 14 Tage nach dem Brande in Flammen aufging. Die Wegschaffung der Feuerspritzen erklärt Rostoptschin selbst sehr einfach. »Ich habe 2100 Spritzenleute und 96 Feuerspritzen am

Tage vor der Ankunft des Feindes in Moskau abmarschieren lassen. Ein Offiziercorps war mit dem Spritzendienste beauftragt und ich habe es nicht angemessen gefunden, es dem Dienste Napoleons zu überlassen, als ich alle Civil- und Militärbehörden ausrücken liess.« Ebenso ist die Behauptung unrichtig, dass er 800 Sträflinge freigelassen habe, um durch diese Feuer anlegen zu lassen. Auch darüber berichtet er unter dem 29. November an Kaiser Alexander: »Die Behauptung ist absurd, dass dies die Übelthäter sind, die von mir absichtlich frei gelassen worden seien. Diese Leute, 620 an der Zahl, sind noch am 31. August unter Bedeckung nach Nischni abgeschickt worden, wo sie sich jetzt noch befinden.« Es fand sich auch unter den wegen Brandstiftung Angeklagten thatsächlich kein einziger Sträfling. Die ganze Beweisführung des Verfassers ist durchaus überzeugend und berechtigt vollständig zu dem endgültigen Schlusse über die Frage: Es steht fest, dass weder der Graf Rostoptschin, noch das russische Volk den Brand von Moskau verursacht haben oder ihn durch irgend welche Massregeln indirekt haben herbeiführen wollen; dass der Brand durch die Plünderung der französischen Soldaten entstanden ist; dass weder Napoleon, noch seine Generale etwas Wesentliches gegen den Brand gethan haben; dass Napoleon den Brand als Druck zum Frieden benutzen wollte. Damit dürfte eine historische Legende ersten Ranges für immer beseitigt sein.

C. K.

Archäologie.

Skythengräber. Aus Petersburg wird der Vossischen Zeitung geschrieben: Ein interessanter archäologischer Fund wurde kürzlich im Gouvernement Kiew gemacht. Generallieutenant Brandenburg, der im Laufe des Juni im Auftrage des Artilleriemuseums in Petersburg die Ausgrabungen der skythischen Grabhügel beim Dorfe Morewska im Kreise Tschigirin leitete, fand in einem dieser Grabhügel (russisch Kurgan) die Leiche eines skythischen Kriegers in voller Rüstung. Der Panzer ist sehr gut erhalten. Bisher hatte man stets nur Stücke von solchen skythischen Panzern gefunden. Der Fund wurde sorgfältig verpackt und nach Petersburg geschickt, wo er in einer Vitrine im Artilleriemuseum ausgestellt werden wird. — Auch im Kreise Romny (Gouvernement Poltawa) wurden in den Monaten Mai und Juni unter der Leitung der Archäologen Generallieutenant N. Brandenburg und W. W. Chwoiko, Konservator am Museum zu Kiew, Ausgrabungen zahlreicher skythischer Grabhügel vorgenommen. Diese Gräber ziehen sich am rechten Ufer der Ssula viele Meilen weit hin, bis ins Gouvernement Charkow hinein, und einige von den

Hügeln sind von grossem Umfange. Leider sind die meisten Gräber ihres Inhaltes schon beraubt. Die beiden russischen Altertumsforscher liessen in diesem Jahre 50 Grabhügel öffnen, darunter mehrere sehr grosse. Man fand in ihnen Bronzegegenstände mit reichem Ornamentenschmuck, viele griechische und skythische Thongefässe, Waffen und anderes mehr. Die gefundenen Sachen werden teils dem Artilleriemuseum in Petersburg, teils dem Museum in Kiew überwiesen werden.

Religionsbewegung.

Die Los von Rom-Bewegung schreitet in Frankreich immer noch vorwärts. Seit kurzer Zeit sind mehr als zweihundert katholische Geistliche aus Gewissensbedenken zum Protestantismus übergetreten. Sie schieden aus einem Amte, das ihnen ein gesichertes Leben bot, um teils protestantische Pfarrer zu werden, teils im bürgerlichen Leben eine wenn auch noch so bescheidene Stellung zu finden, die ihnen die Freiheit ihres Glaubens liess. Viele hohe Geistliche in Frankreich sehnen sich nach einer Reformation des Klerus und der Kirche, und auf Priesterkongressen, wie dem von Bourges im vorigen Jahre, kam dieser Wunsch deutlich zum Ausdruck. Die neue Vereinsgesetzgebung, die der herrschenden Kirche einen gefährlichen Stoss giebt, lässt noch bedeutende Wandlungen in der Zukunft erwarten. Zusammengefasst werden die Wünsche und Aufgaben der nach einer Reformation in Frankreich Ringenden vor allem in der bedeutsamen Zeitschrift »Le Chretien français«, deren Leiter André Bourrier, unstreitig der hervorragendste unter jenen ehemaligen Priestern, ist. Er ist evangelischer Pfarrer in Sèvres bei Paris und erregte bei seinem Auftreten auf der vorjährigen Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Halberstadt einen tiefgehenden Eindruck.

Land und Leute.

Das reichste Wiesenland der Erde ist Neu-Seeland, eines der wenigen Erdgebiete, das nun schon seit Jahrzehnten in ununterbrochenem wirtschaftlichen Reichtum und Aufschwung sich befindet. Neu-Seeland kann als das Paradies des Viehzüchters bezeichnet werden. Die Erzeugnisse der mit der Viehzucht in Verbindung stehenden Industrien nehmen in der Ausfuhr einen Wert von 180 Millionen Mark ein, drei Viertel des gesamten Betrages. Die eigentliche Quelle des Wohlstandes sind die wundervollen Grasflächen des Landes, die nicht so sehr eine Gabe der Natur als eine Schöpfung menschlicher

Berechnung und Ausdauer sind. Wie die australische »Review of Reviews« angiebt, besitzt Neu-Seeland über 10 Millionen Acker Land, das mit Gras angebaut ist. Die ganze Kolonie Neu-Süd-Wales hat kaum 350000 Acker besäten Graslandes, die Kolonie Viktoria nur 150000 und Queensland weniger als 13000 Acker. Im ganzen genommen ist die Fläche des von Menschen bestellten Graslandes in Neu-Seeland über dreizehnmal so gross als im ganzen Australien nebst Tasmanien. Selbstverständlich ist dieser Erfolg nicht ohne besondere Gunst der Natur erzielt worden, vielmehr sind die reichlichen Regenfälle dem Wachstum der Wiesen besonders förderlich. Der Ertrag der neuseeländischen Grasländer wird im ganzen als neunmal grösser bezeichnet als derjenige der australischen Wiesen.



Eingesandt.

Pernau, den 22. Januar 1902.

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Richte hiermit an Sie die höfliche Bitte, nachstehendem Aufruf durch die Veröffentlichung in Ihrem geschätzten Blatte in weiteren Kreisen Verbreitung zu schaffen:

Wende mich an die geehrten Leser dieses Blattes mit der ergebensten Bitte, mir gefälligst zur Unterstützung einer wissenschaftlichen und statistischen Arbeit auf folgende Fragen zu antworten:

1) Welchen Einfluss hat der Spiritismus, resp. die spiritistischen Schriften auf Ihr religiöses und moralisches Leben gehabt?

2) Welche der spiritistischen Schriften hat am meisten auf Sie gewirkt?

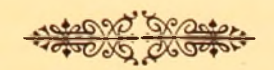
3) Halten Sie alles, was in diesen Schriften gelehrt wird, für Wahrheit?

Bitte Ihre Antworten mit Angabe des Standes, der Konfession und des Berufes, in Briefform mir gütigst zuschicken zu wollen und mir das Recht eventueller Veröffentlichung derselben zu gestatten.

Hochachtungsvoll

R. v. Dworzecki-Bohdanowicz.

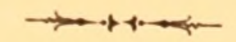
Adresse: Russland, Pernau (Livland), Rigasche Str. 24.



Bücherbesprechungen.

Drittes Jahres-Supplement (1900—1901) zu Meyers Konversations-Lexikon, fünfte Auflage. Mit 750 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 67 Illustrationstafeln (darunter 4 Farbendrucktafeln und 8 Kartenbeilagen) und 2 Textbeilagen. In Halbleder geb. 10 Mk. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

In der raschen Aufeinanderfolge neuer Ausgaben eines Konversations-Lexikons liegt als ernsthafte Gefahr der Umstand, dass die Besitzer einer kaum gekauften Auflage alsbald vor der Entwertung ihres mit nicht unerheblichen Kosten erworbenen Eigentums stehen: es veraltet und verweigert schon nach kurzer Zeit die Auskunft gerade über die neuesten und darum wichtigsten Fragen oder Ereignisse. Wer unter solchen Umständen nicht in der Lage ist, gleich wieder eine neue Ausgabe des Werkes zu kaufen, dem ist die Freude an dem schönen Besitz verdorben. Diesen Nachteil haben die Besitzer von Meyers Konversations-Lexikon allerdings nicht zu befürchten. Durch die Einrichtung von Jahres-Supplementen bleibt das Hauptwerk jung, da jeder darin enthaltene Artikel in den Supplementen weitergeführt wird, wenn die Zeitereignisse eine solche Fortsetzung nötig machen. Dabei gestattet die Anlage dieser Supplemente eine besonders eingehende Besprechung aller im Laufe des jeweiligen Berichtsjahres aufgetauchten neuen Erscheinungen und bietet ausserdem auch noch den Vorteil, sie übersichtlich beisammen zu finden. Das soeben erschienene dritte Jahres-Supplement ist ein trefflicher Beleg für das Gesagte. Wir finden darin unter anderem die klare Darlegung der chinesischen Wirren, unterstützt durch eine Karte der Provinzen Tschili und Schantung und eine solche des Peiho-Unterlaufes, die Fortsetzung der Darstellung des südafrikanischen Kriegs, einen Artikel über die Kohlenteuerung, das Frauenstudium, über Motorwagen, Stadtbahnen, Ausstellungen, moderne Bildhauerkunst, die jüngste deutsche, englische, französische, italienische Litteratur, über Politik der Handelsverträge, moderne Tapeten u. s. w. Die unendliche Mannigfaltigkeit des Inhalts, von dem hier nur einige Proben andeutungsweise genannt sind, gestaltet den Band zu einer Encyklopädie des Jahres, welcher nicht nur als Ergänzung des Hauptwerkes, sondern auch in selbständiger Beziehung die grösste Bedeutung innewohnt. Wie in allen Bänden des Meyerschen Konversations-Lexikons ist auch hier der Illustrierung grosse Sorgfalt gewidmet, und so finden wir denn einen künstlerisch ausgeführten Apparat von Hunderten von Abbildungen und Karten sowohl im Text als auch auf vielen schwarzen und farbigen Beilagen und selbständigen Karten.



Druckfehlerberichtigung.

In No. 12 des 8. Jahrganges wolle man Seite 467, 12. Zeile von oben lesen: ersetzt, statt — gepflegt.

Herausgeber und Redakteur Leopold Engel, Dresden-Striesen, Augsburgerstrasse 77, II.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.